

September 9/2015

Aus dem Inhalt

Michael Theobald
„Bittet um alles, was ihr wollt: Ihr werdet es erhalten“
(Joh 15,7) 257

Michael Dörnemann
„Zukunft auf katholisch“ und das Zukunftsbild
„Du bewegst Kirche“ 259

Martin Pott
„10 % für Neues“ - oder: Wie ein bischöflicher Impuls
zum geflügelten Wort wird 264

Bernhard Riedl
Mit ohne Gott 267

Klaus Kugler
Pastoral um das Lebensende 270

Gerhard Gäde
Theologische Überlegungen zur Homo-„Ehe“ 276

Johannes Schelhas
Das Stoßgebet 281

Literaturdienst: 285

Hans-Joachim Höhn: Das Leben in Form bringen
Volker Meißner, Martin Affolderbach,
Hamideh Mohagheghi, Andreas Renz (Hrsg.):
Handbuch christlich-islamischer Dialog

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Dr. Michael Theobald, Uni Tübingen, Kath.-Theol. Seminar, Liebeneisterstraße 12, 72076 Tübingen | Domkapitular Msgr. Dr. Michael Dörnemann, Bistum Essen - Dezernat Pastoral, Zwölfing 16, 45127 Essen | Dr. Martin Pott, Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Bernhard Riedl, Erzbistum Köln - Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Pfr. Klaus Kugler, Rochusstraße 139, 50827 Köln | Prof. Dr. Gerhard Gäde, Wittelsbacherstraße 2, 80469 München | Prof. Dr. Johannes Schelhas, Nikolausplatz 15, 50937 Köln

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Wilhelm Zimmermann, Zwölfing 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

„Bittet um alles, was ihr wollt: Ihr werdet es erhalten“ (Joh 15,7)

Jesus konnte provozieren und ging den Zeitgenossen mit seinem Umkehrruf sicher mehr als nur einmal auf die Nerven. Wohlhabende provozierte er: „*Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt*“ (Mk 10,25). Die ihn abwiesen, denen sagte er das Gericht an: „*Und du Kafarnaum! Meinst du etwa, du wirst bis zum Himmel erhoben? Nein, in die Unterwelt wirst du hinabgeworfen [...] Dem Gebiet von Sodom wird es am Tag des Gerichts nicht so schlimm ergehen wie dir*“ (Mt 11,23f.).

Schon seine Proklamation der Königsherrschaft Gottes in seinem exorzistischen Wirken war für viele eine Zumutung:

*„Mit Beelzebul,
dem Herrscher der Dämonen,
treibt er die Dämonen aus!“* (Lk 11,15).

Aber auch denen, die es mit ihm wagten, mutete er manches zu. Bei nicht wenigen von ihnen wird er mit seinem unglaublichen Gottvertrauen Verwunderung geerntet haben:

„Amen, ich sage euch: Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, werdet ihr diesem Berg sagen: Rück weg von hier!, und er wird wegrücken. Nichts wird euch unmöglich sein“ (Mt 17,20).

Die ihm nachfolgten, lud er ein, sein Gottvertrauen zu teilen:

„Bittet, und es wird euch gegeben; sucht und ihr werdet finden; klopf an, und es wird euch

geöffnet. Denn jeder, der bittet, empfängt, und wer sucht, findet, und wer anklopft, dem wird geöffnet“ (Mt 7,7f.; Lk 11,9f.).

Man fragt sich überrascht: Was ist der Grund für solche *absolute* Gewissheit, dass Gott nicht stumm bleibt?

Dem Buch des Jesaja zufolge ist dies Zeichen der Endzeit, von Frieden und Heil: „*Und es wird geschehen: Ehe sie rufen, werde ich [JHWH] antworten; während sie noch reden, werde ich hören. Wolf und Lamm werden zusammen weiden; und der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind. [...]. Man wird nichts Böses und nichts Schlechtes tun auf meinem ganzen heiligen Berg*“ (Jes 65,24f.). Gott weiß dann, was die Seinen brauchen (vgl. auch Mt 6,32), und *antwortet* ihnen, bevor sie ihm ihre Bitten sagen. Das Jesajabuch schaut noch voraus auf diese Zeit, während Jesus davon überzeugt ist, dass sie mit ihm angebrochen ist. Daraus schöpft er seine Gewissheit: Gott erhört das inständige Bittgebet der Seinen. Hat er sich *unbedingt* zum Heil Israels und der Menschen entschlossen, wie kann er sich dann ihrem Bitten, Suchen und Anklopfen verschließen?

Wie provokant Jesu absolute Zusage der Gebetserhörung ist, mag man daran erkennen, dass das Neue Testament immer wieder auf sie zurückkommt (vgl. nur Mk 11,24; Mt 18,19f.; 21,22; 1Joh 3,21f.; 5,14f.; Eph 3,20; Jak 1,5-8; 4,2f.), sie bedenkt und dabei mitunter auch mit Bedingungen versieht, die der Mensch zu erbringen hat, will er die Wahrheit des Jesus-Worts erfahren. Man reibt sich an der Wirklichkeit, die dem Wort Jesu eben doch widerstreitet. Wie viele Gebete werden nicht erhört und scheinen ins Leere zu laufen! Und hat Jesus nicht selbst in der Stunde seiner ärgsten Anfechtung gebetet: „*Abba, Vater, alles ist dir möglich. Nimm diesen Kelch von mir!*“, aber diese Bitte sogleich unter die Generalklausel gestellt: „*Aber nicht, was ich will, sondern was du willst*“ (Mk 14,36)?

Auch das Johannesevangelium reflektiert Jesu Zusage vielfach (Joh 11,22; 14,13f.; 15,7.16; 16,23f.26) und rückt sie dabei in neue Erfahrungshorizonte ein:

„Wenn ihr in mir bleibt
Und wenn meine Worte in euch bleiben,
dann *bittet um alles*,
was ihr wollt:
Ihr werdet es erhalten.
Dadurch wird mein Vater verherrlicht,
dass ihr reiche Frucht bringt
und meine Jünger werdet“ (Joh 15,7f.).

Um „*alles*“ sollen wir also bitten, aber wirklich um alles und jedes, fragen wir verwundert. Und wissen wir, *was* wir wollen und welche Grenzen unser Wollen hat? Gewiss: Die Not des Alltäglichen sollen wir ins Gebet nehmen dürfen, damit es wahrhaftig bleibt. Aber die Erfüllung welcher unserer vielleicht doch recht kurzfristigen Bitten ist vor Gott überhaupt wünschenswert?

Vor allem: Um wen geht es eigentlich in diesem Wort? Um den Einzelnen mit seinen vielerlei Ideen und Plänen? Oder nicht viel eher um das „*Wir*“ der Jünger, ihr *gemeinsames* Wollen, also das Wollen der Christengemeinschaft?

Das erinnert an Mt 18,19f.: „Wenn zwei von euch auf der Erde übereinkommen/eins werden (im Griechischen: *symphonein*), worum sie bitten wollen, dann wird es ihnen zuteil von meinem himmlischen Vater. Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“.

Der Rahmen des Wortes Jesu in Joh 15,7f. nennt *Bedingung* und *Ziel* des Bittgebets; die *Bedingung*: wenn ihr in Jesus bleibt und seine Worte in euch; das *Ziel*: die „Fruchtbarkeit“ der Jüngerschaft, was im Kontext der Bildrede vom „Weinstock und den Reben“ (Joh 15,1–11) heißt: das Erstarken gegenseitiger „Liebe“ und ihr Ausstrahlen in die Welt.

Wenn die Repräsentanten unserer Kirche in Kürze in Rom zu einer „Bischofssynode“ zusammentreten, dann sollte ihr Suchen spätestens dann kein diplomatisches Gerangel mehr sein, sondern ein Suchen vor Gott um einen „fruchtbaren“ Weg der Kirche für die Welt. Die Generalklausel, unter die ihr synodales Suchen und Beten gestellt sind, ist auch die des Bittgebets eines jeden einzelnen von uns: „*Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden!*“ (Mt 6,10).

Liebe Leserinnen und Leser,

angesichts zahlreicher Bistumsprozesse ist es gut, voneinander zu erfahren, wo die jeweils spezifischen Ausprägungen liegen. In diesem Sinn stellt **Domkapitular Dr. Michael Dörnemann**, Seelsorgeamtsleiter des Bistums Essen, das Zukunftsbild „Du bewegst Kirche“ und die dahinter stehenden Überlegungen für seine Diözese vor.

Aus Aachen berichtet **Dr. Martin Pott**, Referent für Pastoralentwicklung im dortigen GV, über die „neuen Wege“ (vgl. Apg 9,2), zu denen Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff seit vielen Jahren ermutigt bzw. die er mitträgt. Sein mittlerweile fast sprichwörtlicher Impuls „10% für Neues“ entwickelte dabei eine ganz eigene Dynamik, die auch in ihrer Vorgeschichte vorgestellt wird.

Einblick in das „virtuelle Bistum“ Medienlandschaft gibt **Dipl. Theol. Bernhard Riedl**, Referent u. a. für den Dialog mit den Nichtglaubenden im GV Köln, indem er das BR-Online-Projekt www.woranglauben.de sowie vor allem die zugehörige Buchveröffentlichung vorstellt.

Ein Projekt ganz anderer Art war die Umgestaltung der Kölner Kirche St. Bartholomäus zu einer Grabeskirche. Idee, Ausführung und das zugehörige Pastoralkonzept fasst rückblickend und die Gegenwart beschreibend der verantwortliche **Pfarrer Klaus Kugler** ins Wort.

Das Pastoralblatt will auch Diskussionsforum sein. Vielleicht gelingt es **Prof. Dr. Gerhard Gäde**, apl. Professor für Dogmatik an der Uni München und Osnabrücker Priester, mit seinem zwischen Unterscheidung und wertschätzend-empathischer Wahrnehmung sehr differenzierenden Beitrag zur aktuell die Gemüter bewegenden Homo-„Ehe“ eine im Ton angemessene, die Wirklichkeit nicht verdrängende und zugleich um Antworten ringende Diskussion zu starten, die ja auch im kommenden Monat in Rom ansteht.

Eine Theologie des „Stoßgebets“ wie auch eine besondere Betrachtung der betenden Unterbrechung am Mittag bietet **Prof. Dr. Johannes Schelhas**, Dogmatiker an der Universität Trier.

Einen guten Start in den Arbeitsalltag nach hoffentlich erholsamer Urlaubszeit und eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Michael Dörnemann

„Zukunft auf katholisch“ und das Zukunftsbild „Du bewegst Kirche“

Der Dialogprozess im Bistum Essen

Ausgangssituation

Im Herbst 2010 forderte der damalige Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Zollitsch angesichts der unzähligen aufgedeckten Fälle von sexualisierter Gewalt einen Dialogprozess für die Kirche in Deutschland: „Es gibt für uns keinen anderen Weg als den der Offenheit, der Ehrlichkeit und den des Zuhörens.“¹ Er greift in seinem Referat vor den deutschen Bischöfen zurück auf wesentliche Aspekte der Theologie des II. Vatikanischen Konzils.

Neben der Aufdeckung der Missbrauchsskandale war es auch die immer bedrückender werdende Erfahrung, dass die Zahl der aktiven Christinnen und Christen, deren Lebensalltag sich aus dem Geist des Evangeliums und der christlich-katholischen Tradition gestaltet, immer weniger wird, die einen Veränderungsprozess offenkundig machte.

Der Konzilstheologe Karl Rahner hatte unmittelbar nach Ende des Konzils prophetisch vorausgesehen, dass die zentralen Themen des Konzils Jahrzehnte der Aktualisierung brauchen: „Seien wir ehrlich und nüchtern! Es ist zwar viel in den letzten vier Jahrzehnten vom Erwachen der Kirche in Geist und Herz der Gläubigen gesprochen worden, davon, dass die Christen die Kirche sind und nicht nur als deren Sorge- und Schutzbefohlene gesehen werden

dürfen....Wir dürfen uns also nicht darüber täuschen und darüber wundern: wir stehen in der Wirkung des konkreten, wirksamen Bewusstseins dieser aktiven Funktion aller Christen in der Kirche noch am Anfang. Gebe Gott, dass seine Vorsehung die Aktualisation dieses Bewusstseins, auf die der Geist Gottes in der Kirche spürbar hindrängt, nicht dadurch erreichen muss, dass die Kirche so zur kleinen Herde gemacht wird, dass die, die ihr angehören, von selbst in eine innigste brüderliche Nähe zueinander kommen und jeder, auch jeder im Klerus, merkt, dass es nun auf alle und jeden ankommt.“²

In der sehr städtisch geprägten Region des erst 1958 gegründeten Bistums Essen setzten säkulare Tendenzen bei katholischen Gläubigen wesentlich früher ein als anderswo.

Aufgrund einer extremen wirtschaftlichen Schiefelage und des extremen demographischen Wandels in der Ruhrregion waren in den Jahren 2005-2008 der damalige Bischof von Essen, Dr. Felix Genn und sein Generalvikar Dr. Hans-Werner Thönes, gezwungen, eine radikale Veränderung gewachsener kirchlicher Strukturen vorzunehmen. Im Kern beinhaltete diese Strukturreform die Zusammenlegung von damals 259 eigenständigen Pfarrgemeinden zu 43 (Groß-)Pfarreien mit 174 Gemeinden. Erst erfolgte die strukturelle Veränderung, die nach 2008 auch inhaltlich theologisch mit allen Gläubigen reflektiert werden sollte. Bischof Genn wurde jedoch Anfang 2009 nach Münster versetzt. Diese Aufgabe hinterließ er seinem Nachfolger, Dr. Franz-Josef Overbeck, dessen Amtsantritt Ende 2009 zusammenfiel mit der Aufdeckung der Missbrauchsskandale.

Angesichts dieser vielfältigen Herausforderungen, denen sich die Katholische Kirche an Ruhr und Lenne stellen muss, entschied Bischof Overbeck im Frühjahr 2011, den von Erzbischof Zollitsch für die Kirche in Deutschland angeregten Gesprächsprozess als einen

Weg des Dialogs auch mit vielen Menschen im Bistum Essen zu gehen. „Mein Wunsch ist es, dass wir im Miteinander-Sprechen Wege finden, um die in Teilen spürbare Lähmung und Resignation zu überwinden. Die Veränderungen der letzten Jahre machen vielen in unserem Bistum schwer zu schaffen. Die strukturellen Umbrüche sind dabei nur ein äußeres Zeichen für das Ende einer kirchengeschichtlichen Epoche.“³

Der Dialogprozess mit drei Strängen

Der mit diesen Worten initiierte Dialogprozess im Bistum Essen umfasste drei Stränge. Den ersten großen Strang bildeten sieben Bistumsforen zwischen Januar 2012 und Juli 2013. Der zweite Strang bestand aus Veranstaltungen in der Akademie „DIE WOLFSBURG“, auf denen die von vielen Katholiken geforderten Themen Beteiligung, Toleranz, Sexualität, Rolle der Frau, Scheitern, Macht, Gemeinde und Ökumene mit Bischof, Fachleuten und jeweils bis zu 250 anwesenden Interessierten diskutiert wurden.⁴ In einem dritten Strang traf sich der Bischof mehrmals mit allen pastoralen Mitarbeitenden seines Bistums, um über deren Themen zu sprechen, sich auszutauschen und Anregungen entgegenzunehmen. Zeitlich nahm der erste Strang den größten Raum ein.

Neben einem ersten Bistumsforum sollten – wie im bundesdeutschen Prozess – drei weitere Foren den kirchlichen Grundvollzügen Diakonia, Liturgia und Martyria gewidmet sein. Dem vorgeschaltet widmete sich das zweite Bistumsforum dem Thema der Beheimatung in Kirche, da angesichts der gravierenden Veränderungen in den Pfarreien dieses Thema von sehr vielen als sehr bedeutsam empfunden wurde. Ein drittes Bistumsforum reflektierte den bisherigen Stand des Dialogprozesses und gab Orientierung für die Fortsetzung.

Der Dialogprozess „zukunft auf katholisch“ erlebte im Zeitraum von Januar 2012

bis Juli 2013 ein ständiges Auf und Ab. Die Dramaturgie der Bistumsforen wurde immer wieder angepasst. Bis zum abschließenden Bistumsforum entstand eine Fülle von Anregungen und Projektideen aus den vielen Veranstaltungen des Dialogprozesses. Aus diesem vielschichtigen Material wurde das Zukunftsbild unter sieben Begriffen formuliert, das Bischof Franz-Josef Overbeck und Generalvikar Klaus Pfeffer am 13. Juli 2013 beim letzten Forum vorstellten.

Das Zukunftsbild „Du bewegst Kirche“ in sieben Begriffen

Die sieben Begriffe sind: berührt, wach, vielfältig, lernend, gesendet, wirksam und nah.⁵ Jedem Begriff sind zur Erläuterung ein Abschnitt aus den Evangelien, ein Zitat aus der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ des Zweiten Vatikanischen Konzils und Forderungen für eine konkrete Umsetzung dieser Eigenschaften beigefügt.

1. „Berührt“

Das Zukunftsbild nennt als ersten Begriff „berührt“. In der Erläuterung dieses Adjektivs scheint das Kirchenbild des Zweiten Vatikanischen Konzils auf, von dem Rahner prophezeite, dass es Jahre der Wirksamwerdung brauche und die Erfahrung der Krise, damit es zur wirklichen Realisation komme: „Im Bistum Essen leben wir aus der Berührung Gottes in Taufe und Firmung. Zu glauben heißt für uns, in lebendiger Beziehung mit Gott zu stehen. Dies ist der Antrieb unseres Christseins und die Erfahrung, die wir weiter zu geben haben.... Um eine berührte Kirche zu werden, entdecken wir unsere in der Taufe begründete Berufung als Christinnen und Christen neu und nehmen sie ernst.“⁶

In dieser Orientierung für „Kirche sein im Bistum Essen“ steckt auch eine weitere These Karl Rahners aus der unmittelbaren

Nachkonzilszeit, in der er die Subjektwerdung des Glaubens in jedem Christen für unverzichtbar hielt, damit der Glaube in den Zeiten von Post- und Spätmoderne lebendig und glaubhaft sein kann: „Der Fromme von morgen wird ein ‚Mystiker‘ sein, einer, der etwas ‚erfahren‘ hat, oder er wird nicht mehr sein, weil die Frömmigkeit von morgen nicht mehr durch die im voraus zu einer personalen Erfahrung einstimmige, selbstverständliche öffentliche Überzeugung und religiöse Sitte aller mitgetragen wird, die bisher übliche religiöse Erziehung also nur noch eine sehr sekundäre Dressur für das Institutionelle sein kann. Die Mystagogie muss von der angenommenen Erfahrung der Verwiesenheit des Menschen auf Gott hin das richtige ‚Gottesbild‘ vermitteln, die Erfahrung, dass des Menschen Grund der Abgrund ist: dass Gott wesentlich der Unbegreifliche ist.“⁷

2. „Wach“

Aus dem Berührtsein von Gott in der Taufe, „das für alle die Grundlage ihres Christseins in allem und jedem ist“⁸, folgt die Aufforderung im Zukunftsbild, einen „wachen Blick für die Wirklichkeiten an unserem Wohnort, in unseren Städten, in unserer Region (zu haben). Wir sind aufmerksam für alle Menschen, die mit uns leben.“⁹ Kirche hat den Auftrag, immer neu die Botschaft des Evangeliums inkarnatorisch, sehr konkret im Hier und Jetzt wirksam werden zu lassen. Um das tun zu können, benötigt sie einen wachen Blick auf das Zeitgeschehen. Das Konzil hat dies mit dem Begriff „Zeichen der Zeit“¹⁰ beschrieben. In den Zeichen der Zeit spricht Gott zu uns. Sie gilt es im Licht des Evangeliums zu deuten.¹¹

3. „Vielfältig“

Ein für viele schillernder Begriff ist der dritte im Zukunftsbild: „vielfältig“. Schillernd insofern, da dieser Begriff in der Ge-

fahr steht, der Rechtfertigung von allem und jedem im kirchlichen Handeln zu dienen. Vielfältig meint aber nicht beliebig. Auch hier ist entscheidend, die Theologie der Pastoralkonstitution als Folie für diesen Begriff zu verwenden. Viele Leserinnen und Leser des Zukunftsbildes messen eine Aktualisierung an konkreten Taten gemäß dem heutigen Zeitempfinden und fragen angesichts der Formulierung unter „vielfältig“: „Wir schätzen die freie Selbstbestimmung der Menschen und die Vielfalt der Lebensentwürfe, die modernes Leben und moderne Gesellschaften prägen“ an, ob dies bedeutet, dass zukünftig Priester ohne Furcht vor Sanktionen gleichgeschlechtliche Paare segnen und wiederverheiratet Geschiedenen die hl. Kommunion reichen dürfen. Das Zukunftsbild des Bistums Essen setzt jedoch nicht geltendes Kirchliches Recht außer Kraft. Es verdeutlicht Spannungen, die derzeit da sind und die nicht so schnell aufgehoben werden (können).

Der Begriff „vielfältig“ möchte die Komplexität und Vielfältigkeit modernen Lebens in den Blick nehmen. Nimmt man allein das Phänomen der technischen Beschleunigung, so fühlen wir alle instinktiv, was eine These so beschreibt, dass die „Geschwindigkeit der Kommunikation um den Faktor 10⁷, die des Personentransports um 10² und die der Datenverarbeitung um 10⁶ gestiegen“¹² ist. Die Auswirkungen solcher Beschleunigungsprozesse auf das soziale Leben, einschließlich des kirchlichen Lebens, sind enorm. Auch auf Glaubensverständnis und Glaubensvollzug haben solche massiven Veränderungsprozesse erhebliche Auswirkungen.

Ein Glaube, der wesentlich geprägt ist von der Überzeugung, dass „Gott die Welt so sehr geliebt hat, dass er seinen einzigen Sohn für sie dahingab“ (Joh 3, 16), kann die Prägungen heutigen Lebens in der Welt nicht übergehen.

4. „Lernend“

Aus der Vielfalt menschlicher Lebensprägungen ergibt sich, dass die Christinnen und Christen in der Kirche sich als „lernend“ verstehen. Erzbischof Zollitsch stellte 2010 u.a. als eine bittere Erkenntnis aus dem Missbrauchskandal fest: „Man sagt über die Kirche – und meint oft konkret uns Bischöfe –, wir würden zu sehr als Wissende und Lehrende und zu wenig als Lernende auftreten, meist als Sprechende und selten als Hörende. Man wirft uns mangelnde Lernbereitschaft vor und sagt, unsere eigene Lebenswelt sei zu weit entfernt von der Lebenswelt der Menschen, sowohl in der Kirche als auch insgesamt der Gesellschaft.“¹³ Es ist darum kein Zufall, dass das Partizip Präsens „lernend“ genau in der Mitte der sieben Begriffe des Zukunftsbildes steht, im Zentrum.

5. „Gesendet“

Wer lernend unterwegs ist, versteht sich auch bewusst als ein von Gott „Gesendeter“. „Gesendet“ ist darum der fünfte Begriff des Zukunftsbildes. Kirche ist nicht Selbstzweck, sondern hat einen Auftrag von Jesus Christus. Er hat Männer und Frauen in seiner Nachfolge ausgesandt, die Botschaft vom Leben in Fülle (Joh 10,10), das er durch die Hingabe seines Lebens eröffnet hat, zu bezeugen in Wort und Tat. „Im Bistum Essen haben wir eine zentrale Sendung: Gott zu verkünden. Das Versprechen, alle Tage bei uns zu sein, hält Gott auch hier und heute. Unsere Aufgabe ist es, den Glauben an Gottes Gegenwart zu ermöglichen.“¹⁴ Sehr konkret werden unter diesem Stichwort Forderungen gestellt, die deutlich machen, dass wir nicht „Herren über den Glauben der Menschen sind“¹⁵, sondern Glauben ermöglichen wollen. Gott selbst ist bei jedem Menschen bereits am Werk. Vor allem Forderungen bezüglich einer verständlichen Sprache in Verkündigung und Liturgie werden an dieser Stelle im Zukunftsbild formuliert, nicht zuletzt

die Verbindung von Glaubens- und Lebenswelt wird angemahnt.

6. „Wirksam“

Hier geschieht der Übergang zum nächsten Begriff: „wirksam“. Der Glaube muss wirksam werden im Leben der Christen. „Wir sind keine Zuschauerinnen und Zuschauer bei der Verbesserung von Lebensbedingungen, sondern treiben diese aktiv und nachhaltig voran.“¹⁶

7. „Nah“

Die Nähe Gottes – bei aller Unbegreiflichkeit Gottes – zu bezeugen, ist wesentliche Aufgabe der Kirche. Nähe kann nur wirksam vermittelt werden, wenn jede/jeder Getaufte als Teil von Kirche diese Nähe sehr konkret vermittelt. Hier schließt sich der Kreis zum ersten Begriff „berührt“. „Überall wirken Getaufte“¹⁷ als von Gott Berührte. Was unter dem Stichwort „nah“ an sehr konkreten Realisierungen benannt wird, u.a. die Etablierung eines modernen Ehrenamtskonzeptes, ist im 21. Jahrhundert eine Realisierung dessen, was das II. Vatikanische Konzil in seinen beiden großen Kirchenkonstitutionen „Lumen gentium“ und „Gaudium et spes“ benannt und Karl Rahner so ausgedrückt hat: „Jeder Christ ist durch die Taufe und durch alle die anderen Sakramente mitverantwortlich an der Aufgabe der Kirche: dass durch sie die Gnade Gottes greifbar und überzeugend da sei in der Welt, die durch die Liebe Gottes erlöst ist und doch noch erlöst werden muss dadurch, dass sie diese Tatsache ihrer Erlösthät erfährt und annimmt ... Der Laie in der Kirche ist kein Laie, sondern – ein Christ.“¹⁸

Im Bistum Essen wollen wir mit dem Zukunftsbild bewusst aktualisieren, was das II. Vatikanische Konzil und der damalige Konzilsberater Rahner forderte: Kirche in der Welt von heute zu sein, von Gott durch

Jesus Christus im Heiligen Geist berührt¹⁹, wach im Blick auf Welt und Zeitgeschehen, vielfältig im Tun²⁰, lernend im Dialog mit den Menschen, gesendet, die Gnade Gottes wirksam werden zu lassen, die schon am Werk ist, noch bevor wir als Christen tätig werden, und nah bei den Menschen, weil Gott uns und allen Menschen in Jesus nahe gekommen ist.

Der Dialogprozess geht weiter

„Es gibt für uns keinen anderen Weg als den der Offenheit, der Ehrlichkeit und den des Zuhörens“²¹, hat Erzbischof Zollitsch 2010 gesagt und Bischof Overbeck hat für den Dialogprozess im Bistum Essen hinzugefügt: „Mein Wunsch ist es, dass wir im Miteinander-Sprechen Wege finden, um die in Teilen spürbare Lähmung und Resignation zu überwinden.“²² Dieser Weg der Offenheit, der Ehrlichkeit, des Zuhörens und des Überwindens von Lähmung und Resignation ist im Bistum Essen ebenso wie in der Kirche in Deutschland noch nicht zu Ende. Manche Lähmung und Resignation sind sicherlich durch konkrete Erfahrungen von Veränderungen im Sinne des Zukunftsbildes überwunden worden. Aber es gibt auf Seiten vieler Hauptberuflicher und Ehrenamtlicher eine große Skepsis, ob die Inhalte wirklich in Gänze ernstgemeint sind. Es gilt darum umso mehr, den Weg des Dialoges, so mühsam er ist, in Offenheit und Ehrlichkeit weiter zu gehen.

Anmerkungen:

- ¹ Erzbischof Robert Zollitsch, Zukunft der Kirche – Kirche für die Zukunft. Plädoyer für eine pilgernde, hörende und dienende Kirche, Pressemitteilungen der dt. Bischofskonferenz 20.09.2010, 4.
- ² Karl Rahner, Sakramentale Grundlegung des Laienstandes in der Kirche, in: Schriften zur Theologie VII. Einsiedeln 1971, 330f.
- ³ Bischof Franz-Josef Overbeck, Hirtenwort zum Dialogprozess im Bistum Essen, 19.6.2011.

- ⁴ Der Prozess 2011–2103 ist dokumentiert in der Broschüre: Bistum Essen, Zukunft auf katholisch. Die erste Wegstrecke des Dialogprozesses im Bistum Essen. Rehms Druck Borken, Mai 2014.
- ⁵ Zukunftsbild des Bistums Essen, veröffentlicht unter www.zukunftsbild.bistum-essen.de.
- ⁶ Zukunftsbild des Bistums Essen 2013, berührt.
- ⁷ Karl Rahner; Frömmigkeit früher und heute, in: Schriften zur Theologie VII, Einsiedeln 1971, 22f.
- ⁸ Karl Rahner, Sakramentale Grundlegung, 333.
- ⁹ Zukunftsbild des Bistums Essen 2013, wach.
- ¹⁰ Gaudium et spes 4.
- ¹¹ Vgl. ebd.
- ¹² Hartmut Rosa, Beschleunigung und Entfremdung. Berlin 2013, 20.
- ¹³ Erzbischof Robert Zollitsch, Zukunft der Kirche – Kirche für die Zukunft. Plädoyer für eine pilgernde, hörende und dienende Kirche. Pressemitteilungen der dt. Bischofskonferenz 20.09.2010, 4f.
- ¹⁴ Zukunftsbild des Bistums Essen, gesendet.
- ¹⁵ Vgl. 2 Kor 1, 24.
- ¹⁶ Zukunftsbild des Bistums Essen, wirksam.
- ¹⁷ Zukunftsbild des Bistums Essen, nah.
- ¹⁸ Ebd. 349f.
- ¹⁹ Karl Rahner hat hier den Begriff „ergriffen von Gottes Gnade“ bevorzugt, vgl. ders., Sakramentale Grundlegung, 350.
- ²⁰ Karl Rahner verwendet in dem Zusammenhang den paulinischen Begriff des Charisma, vgl. a.a.O. 343.
- ²¹ Erzbischof Robert Zollitsch, Zukunft der Kirche – Kirche für die Zukunft. Plädoyer für eine pilgernde, hörende und dienende Kirche, Pressemitteilungen der dt. Bischofskonferenz 20.09.2010, 4.
- ²² Bischof Franz-Josef Overbeck, Hirtenwort zum Dialogprozess im Bistum Essen, 19.6.2011.

Martin Pott

„10 % für Neues“ – oder: Wie ein bischöflicher Impuls zum geflügelten Wort wird

„Wir brauchen aber eine neue Balance zwischen der Verteilung von Phantasie, Energie und Zeit auf den Kanon von Grunddiensten einerseits und auf Aufbrüche andererseits. Die gegenwärtige Situation fordert uns neue Wege ab. Ich würde mir wünschen, dass jede und jeder von Ihnen mindestens 10% ihrer, seiner wöchentlichen Arbeitszeit für solche neuen Wege in der GdG-Pastoral verwendet. ‚Anhänger des neuen Weges‘ – so werden die jungen Christen in der Apostelgeschichte bezeichnet (vgl. Apg 9, 2). Was können wir tun, diesem Titel heute wieder gerecht zu werden?“

Diesen Impuls setzt der Aachener Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff anlässlich eines Vortrags vor dem pastoralen Personal im Jahr 2011. Seitdem ist die Rede von den „10 Prozent für Neues“ nicht nur im Bistum Aachen zum geflügelten Wort geworden. Auch jenseits der Bistumsgrenzen wird es öfter zitiert. Der folgende Beitrag will die Geschichte dieses Impulses nacherzählen und einbetten. Zugleich wird damit in Ansätzen eine Linie des bischöflich-pastoralen Wirkens von Bischof Heinrich Mussinghoff nachgezeichnet.

Die Geburtsstunde dieses Impulses schlägt an einem wirklich historischen Tag und die Geburtshelferin ist die Erfurter Pastoral-

theologin Maria Widl. Wir schreiben den 19. April 2005. Es ist der Tag, an dem Josef Kardinal Ratzinger zum Papst gewählt werden wird. An diesem Tag ist im Haus „Maria Rast“ in Aachen der Diözesanpriesterrat versammelt. In einem Klausurtag mit Maria Widl geht es um Pastoral in postmodernen Zeiten. In einer der Diskussionsrunden wirft die Referentin ein: „Es wäre doch schon viel gewonnen, wenn jeder Seelsorger und jede Seelsorgerin 5 Prozent seiner bzw. ihrer wöchentlichen Arbeitszeit für neuartige Dinge in der Pastoral investieren würde!“ Als Gast dieses Studientages habe ich noch gut in Erinnerung, wie sich sofort ein Pfarrer aus dem Kreis meldet und sagt: „Bei all dem, was ich als leitender Pfarrer in einem großen pastoralen Raum zu tun habe – wie soll ich da wöchentlich 5 Prozent Zeit für Neues haben?“ Wenig später wird die Sitzung unterbrochen, weil gemeldet wird, dass in Rom weißer Rauch aufsteige. Die Mitglieder der Priesterrates drängeln sich um den Fernsehapparat in der kleinen Bibliothek und warten gespannt darauf, wer denn nun die Loggia des Petersdoms betreten werde...

Angesichts dieses historischen Ereignisses ist es verständlich, dass die Anregung von Maria Widl an diesem Tag nicht mehr die ihr gebührende Aufmerksamkeit fand. Andererseits ist dies keine ausreichende Erklärung dafür, warum dieser Impuls erst sechs Jahre später in einem Vortrag des Bischofs erstmals öffentlich auftaucht. Das hat vielmehr damit zu tun, dass es hier nicht um ein isoliertes „Bonmot“ geht, sondern um eine im Halbsatz verdichtete Quintessenz eines pastoralen Weges, den der Bischof mit seinem Bistum konsequent über Jahre verfolgt hat.

„Neue Gestalten von Kirche pflanzen, neue Formen von Gemeinschaften und Gemeinden gründen, das scheint mir tatsächlich ein Gebot der Stunde zu sein. Über das Wachsen entscheidet Gott – aber schaffen wir das, eine neue ‚Gründerphase‘ einzuläuten? Wo sind die Gründerväter und Gründermütter unter Ihnen? Wo

*sind die, die in neuer Weise ‚sich selbst riskieren‘?*²

Als Heinrich Mussinghoff 1995 Bischof von Aachen wird, tritt er das Erbe des früh verstorbenen Bischofs Klaus Hemmerle an. Der hat viele Worte geprägt, die in Erinnerung geblieben sind. Eines dieser Worte war das vom „anderen Stil des Evangeliums“. Es stammt aus der Frühphase (1991) des von Bischof Hemmerle angestoßenen „Prozess Weggemeinschaft“: „Nicht nur das Was, sondern auch das Wie dieses Prozesses nimmt Maß am Evangelium.“³ Bischof Hemmerle hat unendlich viel investiert, um die Pastoral des Bistums geistlich vom Evangelium her zu fundieren. Das hat das Bistum insgesamt geprägt. Es hat zwar nicht davor geschützt, dass das Bistum in seiner Finanzkrise vor gut zehn Jahren in vielen konkreten Schritten einen ganz anderen Stil als den des Evangeliums praktiziert hat. Aber das bischöfliche Wirken Hemmerles wirkt insofern nach, dass in all den Dilemmata und Paradoxien der Krisenjahre nie in Vergessenheit gerät, dass eine je bessere Praxis von Weggemeinschaft das Ziel sein soll, ja sein muss.

Bischof Heinrich Mussinghoff hat, obwohl Westfale und nicht Alemanne, obwohl Kirchenrechtler und nicht Religionsphilosoph, den von Bischof Hemmerle grundgelegten Prozess Weggemeinschaft auf seine eigene Weise fortgeführt. Er hat auf dem aufgebaut, was die Pastoral des Bistums Aachen ausmacht. Diese Pastoral spielt sich natürlich nicht unwesentlich in den über 300 Pfarreien ab. Aber sie ist auch geprägt von der Tradition des Sozialkatholizismus und von einer weltkirchlichen Offenheit, symbolisiert in den in Aachen ansässigen Hilfswerken Misereor, Missio und Kindermissionswerk.

Vor allem die Pluralität der Sozialgestalten kirchlicher Präsenz ist Bischof Heinrich Mussinghoff ein großes Anliegen. Er baut die über Jahre entwickelte Präsenz der Katholischen Kirche in ganz verschiedenen

kategorialen Feldern der Pastoral weiter aus. Er wertschätzt sehr den Wert der gewachsenen Pfarreien, blickt aber insgesamt erheblich weiter. Seine Erfahrungen im christlich-jüdischen und interreligiösen Dialog sowie sein Vorsitz in der „Kommission für Wissenschaft und Kultur“ der Deutschen Bischofskonferenz stehen exemplarisch für einen weiten Horizont und für ein Pastoralverständnis, das Monokulturen von vorneherein ausschließt und konsequent zu neuen Ufern drängt:

*„Ich stehe dafür, dass wir neue Wege beschreiten, dass wir nicht nur Vertrautes verwalten, sondern Neues gründen. Ich stehe dafür, dass wir lernen, fehlerfreundlicher zu werden und die honorieren, die sich mutig auf den Weg machen, auch wenn sie manchmal in einer Sackgasse stecken bleiben. Das ist allemal besser als vor lauter Ängstlichkeit und Sorge immer nur etwas zu konservieren, dessen Zeit eigentlich abgelaufen ist. Sterben gehört zum Leben. Es ist aber auch ein Gesetz des Lebens, dass immer wieder Neues sprießt. Beides hängt zusammen. Wo das alte, längst vertrocknete zu viel Energie absaugt, bleibt nicht genug Kraft für das Neue. Eine Rose, deren verblühte Triebe nicht beschnitten werden, kann nicht neu austreiben.“*⁴

Es geht dem Bischof nicht um „Neues um des Neuen willen“. Sein Augenmerk richtet sich auf Neuartiges, wie es im Begriff der Innovation assoziiert wird. „Neuartig ist mehr als nur neu. ‚Innovation‘ bezeichnet eine erkennbar neue Qualität und markiert einen deutlichen Unterschied zu bisherigen Lösungen und Praktiken.“⁵ Klaus Fichter schlägt als Definition vor: „Innovation ist die Entwicklung und Durchsetzung einer technischen, [...] oder sozialen Problemlösung, die als grundlegend neu wahrgenommen, von relevanten Anwendern akzeptiert und von Innovatoren in der Erwartung eines Erfolgs betrieben wird.“⁶ Wenn hier im Sprachspiel des Innovationsmanagements von „Problemlösung“ die Rede ist, so steht das in theologischer Sprache für „Etablie-

rung neuartiger Wege inkultrierter Pastoral". Und „Anwender-Akzeptanz“ meint theologisch gewendet, dass solche Wege ko-evolutiv zusammen mit den Gläubigen zu entwickeln sind, damit sie wirklich deren Bedarfe, sprich Lebenssehnsüchte oder -nöte, treffen. Denn Erfolg ist, wie es heißt, zwar keiner der Namen Gottes, aber auf dem „Markt des Religiösen“ unserer Tage findet sich die katholische Kirche nichtsdestotrotz in einer Konkurrenzsituation wieder. Zu dieser Tatsache muss sie sich verhalten.

So unterstützt Bischof Mussinghoff konsequent z.B. die Pastoral an Grabeskirchen, Jugendkirchen-Projekte oder die Hospizseelsorge. Als 2004 im Bistumsgebiet der Nationalpark Eifel eröffnet wird, gibt der Bischof eine Pastoralreferent(inn)enstelle für die Seelsorge im Nationalpark frei, in dem auch die sogenannte „Ordensburg“ Vogelsang, ein Ausbildungsstandort für die Nachwuchskader der Nationalsozialisten, liegt. Die kirchliche Präsenz an diesem Ort soll vor allem die Themen Menschenbild und Schöpfung bearbeiten.⁷ Als sich im pastoralen Raum Aachen-Mitte, in unmittelbarer Nachbarschaft des Bischofs, zwei neue Personalgemeinden gründen⁸, unterstützt der Bischof auch diesen neuen Weg. Zur „Zeitfenster“-Gemeinde, die von Menschen gegründet wird, die in den bestehenden Gemeinden der Innenstadt aus den verschiedensten Gründen keine Heimat gefunden haben, sagt Bischof Mussinghoff:

„Hier [...] bilden sich Konturen einer neuen Gestalt von Gemeinde heraus. Ein Experiment, längst nicht fertig, aber es ist doch eine wirklich ermutigende Neu-Gründung! Sie steht exemplarisch dafür, wie wir als Kirche in eine neue ‚Gründerzeit‘ treten können. Das betrifft nicht zuletzt auch die Formen und Gestalten von Gemeinde, wo es in den kommenden Jahren bunter und vielfältiger zu werden verspricht.“⁹

Aktuell fördert der Bischof Pläne einer kirchlichen Präsenz im großen neuen

Campus der Aachener Universität. Dort, wo Wissenschaft und Unternehmen eng interagieren werden, soll Kirche räumlich und personell ein Angebot machen. Die RWTH Aachen ist auch indirekt beteiligt am bischöflichen Aufgreifen einer anderen Vokabel, nämlich der des „Gründens“. Ein Mitarbeiter im pastoralen Dienst nimmt an einem Uni-Seminar für Unternehmensgründer teil und bringt von da die Idee mit, dass man doch so etwas eigentlich auch für Seelsorgerinnen und Seelsorger einführen solle. So wird das „Aachener Gründertraining für Seelsorgerinnen und Seelsorger“ entwickelt, das 2012 erstmals durchgeführt wird und 2014/15 seine zweite Auflage erlebt, mit Beteiligung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auch anderer Diözesen und aus der Evangelischen Kirche.¹⁰

Diese Beispiele zeigen, dass es kein Zufall ist, dass der Bischof schließlich in seinen Vorträgen zur Pastoralentwicklung eine bestimmte Diktion anschlägt. Aus den „5 Prozent für Neues“, die Maria Widl 2005 ins Spiel gebracht hatte, sind 2011 dann 10 Prozent geworden. Und das „Gründerseminar“ der Aachener Uni steht Pate, wenn Bischof Mussinghoff den Gedanken einer „neuen Gründerzeit“ ins Spiel bringt, in Anknüpfung an das, was die Apostelgeschichte als den „neuen Weg“ der jungen Christen beschreibt (Apg 9, 2).

Es ist das Eine, von bischöflicher Seite zu ermutigen, neuartige Wege zu gehen. Das Andere ist es, dies vor Ort auch gegen etwaigen Widerstand, sei es des Vorgesetzten oder sei es des meinungsbildenden Klientels, konsequent zu verfolgen. Das Rückgrat des Einzelnen und die persönliche Initiative der Einzelnen sind unabdingbar - ebenso wie eine Spiritualität des langen Atems. Aber im Bistum Aachen wissen diejenigen, die mutig neue Kirchengestalten gründen, um die Rückendeckung ihres Bischofs. Mehr denn je sind heute die verschiedenen Akteure in der Kirche herausgefordert, in Wahrnehmung der „Zeichen der Zeit“ den Mut zum Aufbruch zu fassen. Kein Aufbruch

ist ohne „Bruch“ zu haben, beinhaltet also durchaus eine harte, manchmal schmerzhaft Dimension. „Es gibt heute die Versuchung, [...] einfach weiterzumachen, aber den Bruch für die Zukunft nicht zu wagen. Bruch wird immer verstanden als Bruch mit der Vergangenheit; aber es ist ein Bruch für die Zukunft.“¹¹ Die Bruch-Metapher von Michael Hochschild aufgreifend könnte man also auch postulieren: 10 Prozent für den „Bruch für die Zukunft!“ - oder besser direkt 20, ja 30 Prozent?

Anmerkungen:

- ¹ „GdG“ steht für „Gemeinschaft der Gemeinden“ und ist die Aachener Bezeichnung für die neuen pastoralen Räume, von denen es im Bistum insgesamt 71 gibt.
- ² Mussinghoff, Heinrich: Kirche in der Welt von heute werden - Kirche am Ort sein. Vortrag bei drei Treffen mit den Priestern, Diakonen, Pastoralreferenten/-innen und Gemeindeferenten/-innen, März - Mai 2011. Download: <http://pastoralentwicklung.kibac.de/aktuelles/>.
- ³ Hemmerle, Klaus: Zehn Punkte eines für die Zukunft des Prozesses „Weggemeinschaft“ im Bistum Aachen erforderlichen und tragenden Konsenses, in: BGV Aachen (Hg.): Der Prozess Weggemeinschaft im Bistum Aachen 1988-1994, Aachen. 3. ergänzte Fassung 1995, 27-29, 28.
- ⁴ Mussinghoff, Heinrich: Vortrag bei drei Treffen mit den Priestern .
- ⁵ Fichter, Klaus: Grundlagen des Innovationsmanagements. Hrsg. von der Universität Oldenburg, 62014, hier S. 12. Quelle: http://www.innovationsmanagement.uni-oldenburg.de/download/leseproben/p01_Kap1.pdf - 18.5.2015.
- ⁶ Ebd., S. 13.
- ⁷ Siehe: www.aufwind-spueren.de
- ⁸ Siehe: www.kafarnaum.de / www.zeitfenster-aachen.de .
- ⁹ Mussinghoff, Heinrich: Kirche in der Welt von heute werden - Kirche am Ort sein. Vortrag bei drei regionalen Pfarrgemeinderatstagen, Februar-März 2012. Download: <http://pastoralentwicklung.kibac.de/aktuelles/>.
- ¹⁰ Siehe: www.kundschafternetzwerk.de .
- ¹¹ Hochschild, Michael, Die monastische Zukunft ist in Bewegung, in: Erbe und Auftrag 87 (2011) 58-75, 75.

Bernhard Riedl

Mit ohne Gott

Was sich von einem Online-Projekt des Bayerischen Rundfunks für die Pastoral lernen lässt

Wenn man selber über viele Jahre online den Dialog mit Menschen versucht hat, die „ohne Gott“ leben (www.ohne-gott.de), ist das zu besprechende Projekt von höchstem Interesse. Aus der Verwunderung vor anderthalb Jahren, dass eine öffentlich-rechtliche Sendeanstalt sich des Themas Glauben annimmt, wurde inzwischen - angesichts der Fülle und der Qualität der Beiträge - fast so etwas wie Neid. Seit „Domian“ im WDR ein offenes Ohr zu ungewöhnlicher Zeit hat, weiß man, dass Leute sich auch in Sinn- und Glaubensfragen inzwischen gern, wenn nicht sogar eher einer säkularen als einer kirchlichen AöR anvertrauen.

Nun ist Neid zwar eine der sieben Todsünden, aber wenn er völlig ohne Missgunst auskommt, hat er ja irgendwie immer auch etwas von einem maximalen Kompliment. Ein solches würde ich gern Christiane Miethge und ihren Mitstreiterinnen beim Bayerischen Rundfunk machen, und zwar für ihre Projekte www.woranglauben.de (Blog), *Cred-O-Mat* (Umfrage) und die Veröffentlichungen (Film und Buch) dazu. Kompliment vor allem deswegen, weil es gelungen ist, so viele unterschiedliche Menschen über so lange Zeit im Internet zum Austausch über „glauben/Glauben“ zu bringen und das Ergebnis so erfrischend zu präsentieren.

Angefangen hatte alles im Kontext der diversen Kirchenskandale der letzten Jahre: „Die Gläubigen fliehen. Zu Tausenden treten sie aus. Im Schnitt ungefähr 730 pro Tag. Nur fragten wir uns, wo gehen sie hin? Haben sie jetzt einfach aufgehört zu glauben? Kommt nach Gott das große Nichts?“

Oder lebt der Glaube einfach woanders weiter" (10)? Nach einem Jahr und zahllosen Blogbeiträgen war zumindest klar, dass nicht nichts bleibt. Auch hatten die Vorfeldkritiker nicht Recht behalten, die meinten, Glaube sei etwas so Intimes, dass sich niemand öffentlich äußern würde. Im Gegenteil. Allerdings stellte sich schnell heraus, dass *Glaube, Religion, Spiritualität* oder *Gott* „Chamäleon-Worte“ sind: „Ein Begriff, tausend Bedeutungen“ (17). Man hat sich schließlich mit Hilfsdefinitionen versucht zu verständigen, wonach Glaube „ein sinnstiftendes Vertrauen in eine Überzeugung oder mehreren Überzeugungen“ (17) – mit oder ohne Gott – ist und Religion ein „sinnstiftendes Orientierungssystem“, zu dem „Mythen, Rituale und Transzendiererlebnisse“ gehören (18f. und 124ff.). Wenn Gott ins Spiel kommt, geht es um „einen personalisierten Gott, einen, zu dem man sprechen kann und der vielleicht sogar antwortet“ (21).

Mit der Sinnforscherin Tatjana Schnell von der Universität Innsbruck kommt die Wissenschaft ins Spiel und der Cred-O-Mat, ein Kurztest für alle Leser und Kommentatoren des Blogs, die nicht so genau wissen, woran sie eigentlich glauben. Der Cred-O-Mat basiert auf Schnells Theorie von der impliziten Religiosität, die davon ausgeht, „dass man sowohl an Gott als auch an die Freiheit, die Liebe oder die Gerechtigkeit glauben kann“ (26). Deshalb handelt der Hauptteil des Buches von sieben Einsichten, „woran man alles glauben kann“:

1. *Der Mensch ist gemacht, um zu glauben ...*

... aber nicht unbedingt an Gott. Die Hirnforschung kann im Gehirn wahrnehmen, dass sich was tut, wenn der dazugehörige Mensch religiöse Erfahrungen macht – Gott lässt sich damit aber nicht bestimmen. „Vielleicht gibt es einfach inzwischen zu viele quasireligiöse Angebote ohne Gott, auf die Menschen mit einer genetisch stark

ausgeprägten Disposition ebenfalls anspringen“ (37)?

2. *Gott lebt ...*

... – nur die Kirchen müssen sich Sorgen machen. Im Blog zeigte sich, dass es um mehr geht als um Kritik am Bodenpersonal Gottes, sondern um die Frage, „ob Glaube innerhalb einer Institution, wie die Kirche eine ist, heute überhaupt sinnvoll ist“ (54). „Wäre die Kirche eine Partei und ihre Dogmen ein Parteiprogramm, so müsste man ganz klar sagen: abgewählt“ (56). Eine Verbindlichkeit gegenüber einem „Glaubenssystem“ gibt es nicht mehr, niemand will mehr ein Weltbild in toto übernehmen.

3. *Es gibt nur noch ein Dogma:*

„Es muss sich richtig anfühlen.“ Deshalb geht es für Viele nicht mehr um Religion und Glauben in einem System, sondern um Spiritualität, und zwar in Form von passenden Modulen für den modularen, flexiblen Menschen, anpassbar für alle Situationen und Gegebenheiten. „Jeder findet seine eigene Ausdrucksform im explodierenden Markt der kommerziellen und nichtkommerziellen Angebote“ (84). Religion bleibt nur als Kern erhalten.

4. *Auch Atheisten und Agnostiker glauben ...*

... – auch ohne Gott. Ihr Glaube hat „sich gelöst [...] von allem Übernatürlichen, von allen Göttern, Mächten, Elfen, Engeln, Talismanen. Aber es ist ein Glauben im Sinne eines tiefen Vertrauens in das Leben“ (106), „ein Lebensbereich, der alles aufweist, was Religiosität im Kern ausmacht“ (122). Die Gewährsfrau für „implizite Religiosität“, Tatjana Schnell, definiert 27 sinnstiftende Glaubenskategorien und bündelt diese zu vier „Glaubensräumen“, die allerdings keine Exklusivität beanspruchen: Glaube an Gott,

an eine höhere Macht, an gesellschaftliche Verantwortung, an sich selbst (130).

5. Woran Ungläubige glauben?

... oder: Wie es ist, an nichts zu glauben? 35 % leben nach T. Schnell „existentiell indifferent“ (154) und sind dabei meist ziemlich zufrieden, leben „ohne Tiefen - aber auch ohne Höhen. Sie haben keinen Glauben an irgendetwas, keine Begeisterung“ (155), sie beschäftigen sich vermutlich nicht viel mit sich selbst, lassen sich eher von äußeren Gegebenheiten leiten - Erwartungen in Arbeit, Familie, Freundeskreis. Eine solche „Haltung kann man sich wohl nur leisten, wenn die Existenz nicht wirklich bedroht ist, wenn das Leben einen nicht zum Kämpfen zwingt“ (163).

6. Der geheime Wirkstoff ist die Gemeinschaft

Erst mit der Bindung an eine religiöse Gruppe wird Religion für den Einzelnen relevant, manchmal reicht auch eine starke gemeinsame Verbundenheit durch eine Idee (Natur, Gerechtigkeit ...). Dies wirft natürlich eine wichtige Frage auf: „Wie funktioniert Gemeinschaft ohne Abgrenzung nach außen und ohne die Anforderung gleich zu sein nach innen“ (183 - Carolin Wiedemann)?

7. Konsum (Marke und Marketing) als die moderne Religion, ...

... in der banale Gegenstände mit Bedeutung aufgeladen, ja durch Inszenierung transzendent werden zu etwas Heiligem, Heilsnotwendigem - gern auch mit mehr oder weniger subtilen Anleihen bei den Weltreligionen. Auch hier wird die Sehnsucht nach Transzendenz, nach Zugehörigkeit zu einem bedeutendem Ganzen angesprochen und bedient: Mit dieser Marke bist du jenseits ... aller Zweifel - du gehörst

dazu! (K)Ein Wunder, dass in der MRT-Röhre erfolgreiche Marken im Gehirn ähnliche Reaktionen auslösen wie religiöse Symbole (187f.).

Christane Miethges Fazit aus Blog, Film und Cred-O-Mat: Der Unterschied zwischen Religiösen, Nichtglaubenden und Spirituellen ist viel, viel kleiner als die Differenz zwischen diesen dreien und den „existentiellen Indifferenten“. Das Unterscheidende sind die *Sinnsuche* und die *Gemeinschaft*, die Glauben konstituieren - mit und ohne Gott (203 - 212).

Und genau hier liegt m. E. die Herausforderung für die Pastoral, nämlich anschlussfähig zu werden für Menschen, die auf der Suche sind nach Sinn *UND* Gemeinschaft. Das bedeutet letztlich eine Umkehr in Sachen Haltung, Sprache, Ritus. Nachdem sich das Marketing so viel von den Religionen und Kirchen geklaut hat, wäre es an der Zeit, den Spieß wieder umzudrehen. Mit FORD zu sprechen: „Wir haben verstanden.“ Haben wir?

Glaubensbesitzer und Katechismustheologen werden wenig Freude an „Mit ohne Gott“ haben. Wer aber wissen und verstehen möchte, wie heutzutage ganz normale Menschen religiös und/oder glaubensmäßig „ticken“, findet hier viel O-Ton und Erhellendes dazu. Gerade weil sich kein kirchenfeindlicher Satz im Text findet, könnte das Ergebnis dieses Projektes ein Weckruf sein für alle, die sich in der Kirche an den unterschiedlichsten Stellen verantwortlich dafür fühlen, dass Menschen weiterhin mit dem Evangelium in Berührung kommen.

Das Buch mit seinen gut 200 Seiten ist leicht zu lesen, aber alles andere als leichte Lektüre. Es lebt davon, dass die Autorin sowohl den Dialog mit den Blog-Kommentator(inn)en als auch mit diversen Wissenschaftler(inne)n einfließen lässt. Es gibt präzise Quellenangaben in den Endnoten, aber keine schwerfälligen Zitate. Das Gemeinte wird in verständlicher Sprache wiedergegeben, wobei die Autorin sich wenig

belehrend, sondern in weiten Teilen narrativ mit den Themen beschäftigt. Auch wo sie das Gesammelte strukturiert und analysiert geschieht es immer mit Verweis auf die Quellen im Blog bzw. bei den Wissenschaftlern.

Christiane Miethge, Mit ohne Gott? Sieben Einsichten woran man alles glauben kann, Gütersloher Verlagshaus 2014, 224 S., 17,99 Euro.

PS: Ein erster guter Einblick in das Buch findet sich online: <http://t1p.de/rrb4>. Und unter <http://t1p.de/vuhe> steht ein pdf von Tatjana Schnells Dissertation „Implizite Religiosität – Zur Psychologie des Lebenssinns“.

Klaus Kugler

Pastoral um das Lebensende

Heute ist die Grabeskirche St. Bartholomäus in unserem Stadtteil ein weithin sichtbares, Stein gewordenes Zeichen für ein wesentliches Anliegen unserer Kirchengemeinde, Würdigung des Lebensendes. Dem voraus gegangen ist ein Entwicklungsweg, den alle Gremien und das Pastoralteam gingen. Zunächst betraf er nur das Gotteshaus, letztlich mündete er in all dem, was wir heute „Pastoral um das Lebensende“ nennen.

Blättern wir also zunächst acht Jahre zurück.

Die Gemeinde beschäftigte sich mit der Frage, was geschieht mit einer zunehmend nicht mehr genutzten Kirche. Im Oktober 2006 entstand in diesem Zusammenhang erstmals die Idee, die Kirche St. Bartholomäus als Grabeskirche zu nutzen. Damit war gedanklich der Grundstein gelegt eines neuen, würdigen Hauses für Verstorbene; zunächst eines Hauses in Stein und Schritt für Schritt in der gedanklichen Entwicklung ebenso auch in der Pastoral.

1. Pastoraltheologische Vorüberlegungen

Aktuell ist das gesellschaftliche Interesse am Thema Sterben, Tod und Trauer insbesondere in den Medien und bei Bestattern, wieder erwacht. Wo findet sich hier das Selbstverständnis und Engagement unserer Kirche? – Diese Frage stellen wir uns heute im alltäglichen und pastoralen Tun immer wieder. Rückblickend betrachtet ist sie auch ein Spiegel unserer pastoraltheologischen Überlegungen.

Von Beginn an standen die Grundgedanken einer Würdigung des Sterbens und der Trauer, der Dienst am Nächsten als Zeichen christlicher Barmherzigkeit und das Sichtbarmachen österlicher Hoffnung im Focus der Überlegungen.

Tote begraben, Trauernde trösten, für Verstorbene beten sind Werke der Barmherzigkeit. Der Wandel in unserer Gesellschaft hat den Umgang mit Sterben und Tod verändert. Das Sterben und der Tod gehören nicht mehr zum Leben und werden tabuisiert. Die demographische Entwicklung, die zu einer Vergreisung führt, sowie die vermehrten Ein-Personen-Haushalte in der Gesellschaft machen selbst im Bereich Sterben und Tod die Einsamkeit deutlich. Menschen werden nicht mehr betrauert, für manche ist die Beerdigung oder die Urnenbestattung gar ein lästiges Übel. Die Kirche kann hier die Werke der Barmherzigkeit als ihr Erkennungszeichen dem generellen Trend entgegensetzen. Neutestamentlich ist sie ausgewiesen als eine wesentliche und unverzichtbare Grunddimension des mit Jesus Christus angebrochenen Reiches Gottes und als die entscheidende Grundform für christliches Handeln zu verstehen.

Wir als Kirchengemeinde möchten den Menschen die Gewissheit anbieten, dass sie über ihren Tod hinaus nicht vergessen werden; dass wir für einsame und alte Menschen sorgen, sie würdig bestatten und ihren Namen im Gedächtnis unserer Gemeinde bewahren. „Ich habe dich beim Namen gerufen“, so lautet ein Grundsatz unseres Glaubens. Deshalb wird in der Begräbnisliturgie der Name des Verstorbenen an vielen Stellen genannt. Dies macht bewusst, dass wir Christen hoffen, dass unser Name im Buch des Lebens aufgezeichnet ist.

Die Kirche ist hier ein Lebensort und Lernort des Glaubens. Für uns selbst wird es so ein Einüben ins eigene Sterben. Als Kirchengemeinde wollen wir hier einen Akzent setzen, weil wir der Menschen Bestes wollen.

Die baulich umgewandelte Kirche St. Bartholomäus wird so zu einem Ort des Gedenkens und des Gebetes für die Verstorbenen. In der Kirche wird deutlich, dass Gott über den Tod hinaus treu ist und dass er seine Wohnung unter den Menschen genommen hat.

Hier soll Auferstehung und eine Vorahnung des vollendeten Reiches Gottes sichtbar und erfahrbar werden.

Sie wird ein Ort der Frage nach dem Willen Gottes, aber auch ein Ort der Frage nach dem Leid, der Klage und der Trauer.

Ziel war nach damaligen Überlegungen auch ein Sterbeverein, der sterbende und trauernde Menschen begleitet und Hilfen in der schwierigen Situation des Lebensendes anbietet.

Da wir genau parallel mit der Entwicklung dieses Themas in der Formulierung unseres Pastoralkonzeptes steckten, war es folgerichtig, dass daraus auch einer der Schwerpunkte unseres Konzeptes entstand.

2. Aktuelle Konkretisierung in der Pastoral unserer Kirchengemeinde

Die Grabeskirche

Im Januar 2014 wurde zunächst die Kirche St. Bartholomäus durch die Segnung der Prinzipalstücke und der Grabanlage durch Weihbischof Manfred Melzer ihrer Bestimmung als Grabeskirche übergeben. Dieser lange Entstehungszeitraum der Kirche hat sicherlich damit zu tun, dass wir mit dieser Umnutzung einer Kirche als Grabeskirche im Erzbistum Köln die Ersten waren und viele Fragen beantwortet und Hürden genommen werden mussten.

Hier ist ein einzigartiger Ort für eine angemessene Form der Urnenbestattung und einer begleitenden Trauerarbeit mit den Angehörigen entstanden.

Monatlich beten wir in der Grabeskirche die Vesper für all unsere Verstorbenen und laden an Allerheiligen und Allerseelen,

ebenso wie in der Pfarrkirche, auch hier zur Heiligen Messe ein. Darüber hinaus haben wir die bestehende Bestattungs- und Seelsorgekultur unserer Gemeinde um weitere Bausteine ergänzt.

Neu- Installieren des Themas

Hier geht es uns einerseits darum, das Thema „Lebensende“ sprachfähig werden zu lassen und es zurückzuholen in die Mitte des gesellschaftlich-religiösen Lebens der Gemeinde und des Stadtteils, Ängste und Hemmschwellen abzubauen und Lebensperspektiven aufzuzeigen. Wir als Christen bieten den Menschen unser christliches Verstehen und Empfinden des Lebensendes und unsere österliche Hoffnung an. Zugleich prägt uns der mystische Ansatz des „abschiedlichen Lebens“, weil er unser Leben bereichern und lebendig machen und nicht selten das Sterben erleichtern kann. „Leben ist lebendig in jedem Moment bis zum Tod. Gott macht uns Mut, jeden Moment vertrauensvoll zu erfahren – und selbst darüber hinaus zu hoffen.“ – so ist einer unserer Flyer überschrieben.

Zur öffentlichen Präsenz des Themas dienen kulturelle Veranstaltungen, Gesprächsrunden, Artikel in den Medien der Gemeinde und des Stadtteils, Buchausstellungen, öffentliche Beratungsangebote, Gestaltung von Gottesdiensten ... und natürlich die Ansprechbarkeit der Menschen, die sich für dieses Thema stark machen und die es an ihren jeweiligen Orten ins Gespräch bringen. Dafür steht ein Arbeitskreis des Pfarrgemeinderates in Zusammenarbeit mit der verantwortlichen Pastoralreferentin.

Und wir bieten persönliche seelsorgliche Begleitung für schwerstkranke oder schwache Menschen, Sterbende, Trauernde und ihre Angehörigen an. Dies meint ausdrücklich auch Gebet, Riten und spirituelles Feiern.

Seelsorgliche Begleitung (auch durch Menschen im Ehrenamt)

„Was willst du, dass ich dir tue?“ (Mk 10,46-52) diese Frage Jesu an Bartimäus ist uns Leitfrage in der Zuwendung zu den Menschen.

Wir möchten das persönliche Lebensende würdigen und Menschen in Zeiten von schwerer Krankheit, Schwäche, Sterben oder Trauer, sowie ihre Angehörigen seelsorglich unterstützen und begleiten. Dies wird in größerem Maß möglich, weil seit einem Jahr ein Team geschulter Ehrenamtler die hauptamtliche Begleitung verstärkt.

Das Spektrum des Einsatzes ist dabei so breit wie die Möglichkeiten der Begleitenden und vor allem so breit und verschieden, wie die Bedürfnisse und Situationen der Betroffenen. Ein ganz großes Feld nimmt in der Begleitung der breite, einfach mitmenschliche Raum ein – die Befindlichkeiten, auch die kleinen Freuden des Tages, alles was noch gesagt werden möchte, was zu regeln bleibt, Alltagskonflikte die sich schwer ansprechen lassen, Natürlich sind wir als „die Menschen von der Kirche“ die, die den spirituellen Raum öffnen können, ein Gebet am Krankenbett, ein Segnen der Verstorbenen oder eine kleine Feier am Vorabend der Beerdigung, all die Fragen und Nöte, die ein anderes, größeres Anvertrauen benötigen, ein schlichtes miteinander Hoffen... . Und dazwischen mögen ganz alltagstaugliche Dinge wichtig werden, wenn ein Hospiz gesucht wird, oder Dokumente nicht verständlich sind..., – hier allein ansprechbar zu sein, gibt Sicherheit.

Was geschieht, bestimmt allein der sterbende oder angehörige Mensch (– manchmal kann es sein, dass verborgene Bedürfnisse gehoben werden wollen). Wieviel Kraft und Zeit eine begleitende Person dabei zur Verfügung stellen kann und will, ist individuell verschieden.

In der Ansprechfunktion nach außen, zur organisatorischen- und supervisorischen Rückbindung wird das Team der Ehrenamt-

ler hauptamtlich geleitet. Dies ist dauerhaft wesentlicher Bestandteil des Konzeptes.

Das Ich-Bin-Da-Team

Mit der Eröffnung der Grabeskirche wurden Ehrenamtliche in den Dienst genommen, die täglich dafür Sorge tragen, dass zum einen die Kirche von 10.00 bis 17.00 Uhr geöffnet ist und sie zum anderen die ersten Ansprechpartner für Besucher der Grabeskirche sind. Um Ehrenamtlichen für diesen Dienst zu gewinnen, haben drei Personen aus der Pfarrgemeinde mit mir an einer vom Generalvikariat angebotenen Schulung teilgenommen. Unter der Überschrift „Neues Ehrenamt“ und „Wie kann ich ehrenamtliche Mitarbeiter durch neue Wege finden und durch neue Strukturen binden?“ konnten wir viele gute Tipps bekommen und entsprechend umsetzen.

Die Ehrenamtlichen werden durch eine Ehrenamtskoordinatorin begleitet, die mit einer halben Stelle besetzt ist. Drei Ehrenamtsmanager leiten diesen ganzen Bereich selbstständig. Sie haben die Fachaufsicht für der Koordinatorin und tragen Verantwortung für die Personen im Ich-bin-da-Team. Alle Bereiche von Erstgesprächen mit den Interessierten, die Kultur der Begrüßung und Verabschiedung, regelmäßige Treffen, inhaltliche Vorträge und Weiterbildung zählen zu diesem Bereich. Inhaltliche Verantwortung für Kontakte zu den Betreibern von Ehrenamtsbörsen usw. fallen ebenso in ihre Zuständigkeit.

Seit dem ersten Tag waren immer genügend Ehrenamtliche anwesend, so dass die Kirche geöffnet werden konnte. 35 Ehrenamtliche waren beim Start dabei. In den anderthalb Jahren haben fünf Personen das Team verlassen und sechs Personen haben ihren Dienst aufgenommen. Durch Presseartikel, unsere Homepage, Ehrenamtsbörsen oder durch persönliche Ansprache konnten Menschen für diesen Dienst gefunden werden. Ebenso waren die guten

Erfahrungen im Rahmen der Beisetzung eines Angehörigen Anlass, den Dienst zu übernehmen.

Das sagten vor kurzem Mitglieder des Ich-bin-Da-Teams: „Es ist die Ruhe, die klare Architektur, in deren Mitte mich das goldene Netz zum Lauschen und Nachdenken - auch über die eigene Vergänglichkeit - einlädt. Das laute Draußen ist für eine Weile vergessen. Ich stelle Zeit zu Verfügung und habe einen großen Nutzen“ (Frau B.). „Die Grabeskirche ist zu meinem „zweiten Wohnzimmer“ geworden. Meine Eltern und unser Herrgott tragen und stützen mich hier besonders. Ich bin getröstet, habe keine Furcht mehr und möchte dies an unsere Besucher weitergeben“ (Frau J.).

3. Die Grabeskirche St. Bartholomäus – Geheimnis des Glaubens

Für die Umgestaltung der Kirche St. Bartholomäus lobten wir einen Architektenwettbewerb aus, an dem ca. hundert Architekturbüros teilnahmen. Für die Entscheidung im Wettbewerb war sicherlich mit ausschlaggebend, dass der Entwurf des Architekten Hans-Peter Kissler, Kissler + Effgen, Wiesbaden, durch seine schlichte Eleganz überzeugte. Die Kirche, ein quadratischer Kubus, dessen Betonwände durch die Zeit von 50 Jahren mit den nicht ausbleibenden Wassereinbrüchen des mehrfach undichten Daches eine Patina erhalten haben. Ebenso die den gesamten Bau bestimmenden dunklen Fenster, gestaltet von Professor Giselbert Hoke, Klagenfurt, wurden in den Entwurf integriert und sind mehr als nur die Hülle für die Ummantelung einer künstlerisch zu gestaltenden Begräbnisfläche. Die Kubatur der Grabanlage, die Inklusion des liturgischen Raumes mittels eines feingliedrigen Metallgewebvorhanges, die Prinzipalstücke und die durch Arens Faulhaber Lichtplaner, Köln, installierten Beleuchtungsszenarien, schafften im Zusammenspiel mit dem gegebenen Baukörper einen Raum, der konsequent

einlädt, über Leben und Tod nachzudenken. Das Mysterium des Glaubens erhält hier einen neuen bildhaften Ausdruck, der den Besucher in der Interpretation und der Annahme der vielfältigen Eindrücke im Innenraum der Grabeskirche nicht festlegt. Gerade in der heutigen Zeit ist es notwendig, neue Bilder anzubieten, um den Glauben an die Auferstehung wachzurufen, zumal diese eben nicht, eine irgendwie geartete Wiederherstellung des natürlich biologischen Zustandes ist, wie sich viele immer noch das Leben in der Ewigkeit vorzustellen versuchen.

Den Menschen gilt es also nahe zu bringen, Auferstehung als Mysterium zu verstehen, was sich jeglichen eindeutiger Aussage und Erklärung entzieht. Dennoch ist das Entdecken dieses Geheimnisses keine unlösbare Aufgabe, gleich einem Geheimschlüssel, oder die Frage eines brillanten Intellekts. Gerade hierzu lädt die Grabeskirche ein, in die Zwiesprache mit dem Gestalteten und die Auseinandersetzung der eigenen irdischen Endlichkeit zu treten, sich dem Mysterium des Kreuzestodes Jesu und seiner Auferstehung zu nähern.

Das Tabu, über den Tod zu sprechen, soll so aufgebrochen werden, damit ein wenig Transzendenz in unser Leben einbricht und Menschen dennoch weiter plötzlich, jedoch weniger unerwartet sterben werden.

Im Folgenden sollen einige Details näher dargestellt werden:

Der Kreuzweg

Der Kreuzweg des tschechischen Künstlers Ludek Tichy muss sich einem erschließen. Im schnellen Vorbeigehen erkennt man nicht viel. Verschlungene Leiber, Hände, die wie Klumpen aussehen, ein wenig Gold und Farbe nimmt man en passant wahr. Und doch sieht man mit einem „anderen“ Auge mehr. Viele sagen, dieser Kreuzweg fasziniert mich oder stößt mich ab. Fragt man nach, was denn fasziniert oder abstößt, können es Menschen nicht in Worte fas-

sen. Der Ausdruck für ein tiefes religiöses Empfinden ist „tremendum et fascinosum“ – das Erschreckende und das Faszinierende.

Das Metallgewebe

Das Metallgewebe schirmt ab und lässt gleichzeitig durchschauen und etwas erahnen. Schemenhaft ist unser Erkennen, so formuliert es der Apostel Paulus in seinem Brief an die Gemeinde in Korinth: „Denn Stückwerk ist unser Erkennen, Stückwerk unser prophetisches Reden; wenn aber das Vollendete kommt, vergeht alles Stückwerk“ (1 Kor 13, 9f). Der durch das Metallgewebe begrenzte Raum ist nach oben offen, grenzenlos.

Die Prinzipalstücke

„Der Schaft des Osterkerzenständers ist mit brüniertem Messing verkleidet und ist von allen Seiten geschlossen. Eine Krone aus Messing setzt sich auf den Schaft und grenzt sich klar vom restlichen Körper ab. Diese Krone bildet die Aufstellfläche der Osterkerze. Der Schaft des Urnenpodestes ist mit brüniertem Messing verkleidet und ist von allen Seiten geschlossen. Eine Krone aus Messing setzt sich auf den Schaft und grenzt sich klar vom restlichen Körper ab. Diese Krone markiert den Ort der Urne und hebt ihn besonders hervor. Der Schaft des Ambo ist mit brüniertem Messing verkleidet und ist von allen Seiten geschlossen. Eine Krone aus Messing setzt sich auf den Schaft und grenzt sich klar vom restlichen Körper ab. Sie markiert den Ort der Verlesung.“

So hat der Architekt Hans Peter Kissler, Ambo, Osterkerzenständer und die Stele für Urnen beschrieben. Die Kronen verweisen auf die Herrschaft Gottes, dessen Königsreich mit der Verkündigung durch Jesus begonnen hat und an dem wir als Christen Anteil erhalten.

Mit diesem Bewusstsein, dass Jesus der Repräsentant des Reiches Gottes ist, zeigt

der Korpus des Kreuzes, Christus stehend und erhaben. Der Korpus stammt vom ersten Kreuz der Kirche.

Das Lichtkonzept

„Die Aufgabe des Kunstlichts ist in erster Linie, das bronzenes Metallgewebe, das als räumliche und inhaltliche Trennung der Begräbnisstätten und der Kapelle fungiert, durch Streiflicht in seiner Materialität und Farbigkeit zu betonen. Das Gewebe reflektiert das Licht in den Raum. Seine Transparenz kann je nach Schaltung und Helligkeitswert der Beleuchtung verändert werden. Durch ein zurückgenommenes, rotes Indirektlicht wird der hohe Kirchenraum erlebbar.“ So beschreibt die Lichtplanerin Corinna Arens die Beleuchtung in der Grabeskirche.

Das Licht schafft und greift Stimmungen auf. Es ist ein Zeichen der Transzendenz, die sich in der Lichtsymbolik spiegelt. Wenn die Osterkerze brennt, scheint das Gewebe dahinter golden.

4. Fazit und Schlusswort

Zurzeit sind 200 Grabstätten in der Grabeskirche belegt. Die Urnen von 49 Verstorbenen wurden beigesetzt, 151 Verträge auf Anwartschaften eines Urnengrabes wurden abgeschlossen. Eine Anwartschaft nennt man den Erwerb des Nutzungsrechts auf ein Urnengrab, zu Lebzeiten des Antragstellers. Damit sind die Vorgaben, die zur Finanzierung des Kredites zur Einrichtung der Grabeskirche aufgenommen wurde (1,4 Mill. Euro), der Personalkosten (1,5 Stellen) und des Unterhalts der Kirche, erfüllt. Damit wäre ein erstes Fazit: Es braucht verantwortungsvolle und vorausschauende Mitglieder im Kirchenvorstand.

Diese Personen gibt es im Kirchenvorstand unserer Kirchengemeinde, ohne sie wäre das Projekt nicht zur Ausführung gekommen.

Der Pfarrgemeinderat hat in seinem neuen Pastorkonzept, das seit Jahrzehnten

vorhandene Konzept weitergeführt und Handlungsschritte formuliert. Einer dieser Handlungsschritte beschreibt die Ziele der Pastoral am Lebensende. Damit wurden Freiräume für die Handelnden geschaffen und für alle klare Ziele formuliert, auf die wir uns immer wieder in unserem Tun gegenseitig verpflichtet haben. Nur so konnten die drei inhaltlichen Teilkonzepte, die erst das Gesamte ergeben, verwirklicht werden.

Das Konzept ehrenamtliche Mitarbeiter in den unterschiedlichen Aufgaben zu gewinnen ist umgesetzt. Ein Team von ehrenamtlichen Mitarbeitern gibt der Grabeskirche mit dem Empfangsdienst ein menschliches Gesicht. Drei Personen haben die Verantwortung als Ehrenamtsmanager übernommen und sich für diese Leitungsaufgabe qualifiziert. Ebenso ist die Begleitung um das Lebensende nur möglich, weil ehrenamtliche Menschen auch hier Zeit und Kraft investieren – und vor allem, weil sie sich einer eigenen Qualifizierung gestellt haben. Alle Personen, ob in den Gremien oder in den Diensten rund um die Grabeskirche, setzen sich mit den Fragen nach dem Tod und was kommt dann und dem Glauben an die Auferstehung auseinander. Dies sind für mich die Glaubenszeugnisse, die wir in unserer Zeit so dringend brauchen.

Die schlichte Eleganz der Grabeskirche überzeugte im Entwurf und wurde vom Architekten eins zu eins umgesetzt. Diese schlichte Eleganz ist auch eine Herausforderung, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Dies muss im Kirchenraum aber auch in Diensten durchgetragen werden. Eine Herausforderung, der es sich immer wieder zu stellen gilt, damit das Konzept weiterhin trägt.

Ohne die vielen kollegialen Beratungen und die gemeinsamen Überlegungen im Pastoralteam der Kirchengemeinde wären viele Ideen nicht entstanden oder gar umgesetzt worden. Solche Projekte benötigen neben allem ehrenamtlichen Engagement auch das Engagement und die entspre-

chende Bereitschaft zur eigenen Fortbildung und Reflexion sowie die Ressource der hauptamtlichen Mitarbeiter. So verantwortet die inhaltlich-begleitende Seite der „Pastoral um das Lebensende“ Pastoralreferentin Doris Dung-Lachmann.

„Für eine bewohnbare Kirche“ so lautet ein Buchplädoyer des Pastoraltheologen Bischof Gebhard Fürst. Ein Gedanke, der uns begeistert. Er lässt die Pastoral als einen Raum verstehen, in dem das Leben der Menschen zu Hause ist. In unserer Perspektive heißt das auch, dem Tod – und allem, was sich im Leben der Menschen darum rankt, einen würdigen Platz in unserer Pastoral zu geben; denn *der Tod ist Teil unseres Lebens*.

Gerhard Gäde

Theologische Überlegungen zur Homo-„Ehe“

Im Mai haben die ehemals traditionell katholischen Iren sich in einer Volksabstimmung mit großer Mehrheit für die gesetzliche Einführung der sog. Homo-Ehe ausgesprochen. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 26. Mai d. J. erklärte in ihrem Leitartikel dieses Votum damit, „dass viele Iren die Bevormundung durch die katholische Kirche satt haben, die in Irland ihre Macht missbraucht hat und in Fragen der Sexualität angesichts haarsträubender Affären kaum noch glaubwürdige Antworten geben kann.“ Mit dieser Einschätzung dürfte sie richtig liegen. Die Iren wollen sich offenbar losstrampeln von einer Institution, die sie auf der einen Seite tatsächlich jahrhundertlang moralisch vor allem *in sexualibus* bevormundet und eingeschüchtert hat, deren geistliche Amtsträger andererseits in großer Zahl gegen die eigenen Normen verstoßen und vor allem gegen die Würde und die sexuelle Selbstbestimmung von (meist männlichen!) Minderjährigen gesündigt haben. Man kann die Iren verstehen, wenn sie dieser Institution nach Aufdeckung dieser Missstände jetzt kritisch und distanziert gegenüberstehen. Aber ist es klug, sich in dieser Weise aus kirchlicher Vormundschaft zu befreien? Ist es klug, wenn ein Sohn oder eine Tochter sich aus der Vormundschaft einer repressiven Erziehung dadurch „befreit“, dass er oder sie falsche weitreichende Lebensentscheidungen trifft, um den Eltern einen Denkkzettel zu verpassen? (Hat nicht die bekannte Theologin *Uta Ranke-Heinemann* einmal gestanden, sie sei eigentlich des-

halb als junge Frau katholisch geworden, um ihren Vater, den späteren Bundespräsidenten *Gustav Heinemann*, einen eingefleischten Protestanten, zu ärgern?) So sehr man die Lust auf Vergeltung („jetzt zeige ich's dir“) nachfühlen kann – Klugheit und Weisheit sprechen nicht daraus, Irrwege deshalb einzuschlagen, um jemand eins auszuwischen. Befreiung bedarf einer differenzierten Auseinandersetzung mit der Vergangenheit unter dem paulinischen Leitwort „Prüfet alles, das Gute behaltet!“ (1 Thess 5,21). Die Gefahr, sich andernfalls auf einen Irrweg zu begeben, ist groß. Und genau das ist jetzt wohl geschehen.

Ein Kulturbruch von enormer Tragweite

Denn die Einführung der Homo-„Ehe“ ist ein Irrweg! Und ein Kulturbruch von nicht absehbarer Tragweite. Im Namen einer falsch verstandenen Toleranz wird Ungleiches dabei für gleich erklärt und vom Staat sowie im gesellschaftlichen Bewusstsein gleich behandelt. Und damit wird wohl auch der Gleichheitsgrundsatz und folglich die Gerechtigkeit verletzt. Zudem wird der Begriff der Ehe, wie er in unserer Kultur seit Jahrtausenden bestimmt ist, umdefiniert. Aus der Lebensgemeinschaft von Mann und Frau wird nun eine „gesetzlich geregelte, gefestigte Form einer Verbindung zweier Menschen“ (Wikipedia; Hervorhebung von mir.). Als katholischer Christ wird man nun nicht umhin kommen, für die (traditionelle) Ehe eine neue Bezeichnung zu suchen, etwa *Connubium*.

Der Begriff „Ehe“ wird mit der Homo-„Ehe“ nicht nur umdefiniert, sondern in seiner Bedeutung auch ausgehöhlt. Denn mit welchem Recht kann man sie dann noch auf zwei Partner beschränken? Ist das nicht willkürlich? Könnte eine solche „Ehe“ nicht auch zwischen drei, vier oder fünf Partnern geschlossen werden, die die Absicht haben, miteinander dauerhaft eine Lebensgemeinschaft zu führen und also zu

„heiraten“? Was das aber noch mit Ehe zu tun hätte, ist nicht zu erkennen. Und ist damit die Monogamie nicht im Prinzip bereits in Frage gestellt?

Die Einzigartigkeit der Ehe

Tatsächlich ist die (traditionelle) Ehe unter allen zwischenmenschlichen Beziehungen (Verwandtschaft, Freundschaft, Wohngemeinschaft, Vertragspartnerschaft usw.) einzigartig. Allein die Ehe (bzw. die stabile heterosexuelle Lebensgemeinschaft) hat es nicht nur mit der Gegenwart und mit nur *gegenwärtiger* individueller gegenseitiger Beglückung zu tun, sondern mit der Zukunft. Denn nur die Gemeinschaft von Mann und Frau gibt menschliches Leben weiter und bringt eine neue Generation hervor. Aus Ich und Du wird ein Wir. Damit verbürgt sie die Zukunft. Deshalb kommt der Beziehung von Mann und Frau bereits in der Bibel eine Sonderstellung zu. Mann und Frau werden „ein Fleisch“ (Gen 2,24). Eben hier sieht die Schrift nicht nur die individuelle Verwirklichung der beiden Partner, sondern auch die Zukunftsfähigkeit der Menschheit. Mann und Frau sind danach vor Gott gleichwertig und in ihrer Verschiedenheit (vgl. Gen 1,27) füreinander geschaffen, um neues Leben zu schenken und wachsen zu lassen. Keine andere zwischenmenschliche Beziehung hat diese Berufung zur fruchtbaren Weitergabe des Lebens und vermag diese Aufgabe für die Gesellschaft zu erfüllen. Sie ist deshalb einzigartig. Und sie entspricht in christlicher Sicht aus diesem Grunde der Schöpfungsordnung.

Aus diesem Grund auch stehen Ehe und Familie verfassungsmäßig unter dem besonderen Schutz des Staates (vgl. Art. 6 Abs. 1 GG). Denn der Staat muss Interesse an seiner Zukunft haben und nicht an der Förderung steriler Lebensgemeinschaften, so sehr ihm auch das individuelle Glück seiner Bürger am Herzen liegen mag. Mag es auch eine gewisse Anzahl unfruchtbar

bleibender Ehen geben, so ist dennoch die homosexuelle Partnerschaft prinzipiell und a priori steril¹. Sie kann per definitionem kein neues Leben hervorbringen. Deshalb ist sie in einem ganz wesentlichen Punkt der Ehe ungleich und kann mit ihr mitnichten gleichgestellt werden.

Noch unter einem anderen Aspekt wird die Ungleichheit beider Lebensentwürfe deutlich. Die Ehe von Mann und Frau steht repräsentativ für die Zusammengehörigkeit der ganzen Menschheit und nicht nur einer Hälfte. Die Menschheit besteht aus Frauen und Männern. Der Geschlechterkampf, wie er in der Geschichte immer wieder aufgebrochen ist, zeigt, dass wir uns schwer tun, die rechte Beziehung zwischen Mann und Frau zu definieren und zu leben. Inzwischen wird uns sogar eingeredet, der anthropologische Unterschied von Mann und Frau sei nur ein kulturelles Konstrukt (*Gender Mainstreaming*). Damit möchte man die Geschlechterdifferenz einebnen, wobei Mann und Frau zu austauschbaren Subjekten werden. Aber ist dieser Verlust der Vielfalt, eben der Dualität von Mann und Frau als nicht nur verschiedene *sexus*, sondern als unterschiedliche *genera* des Menschseins (*Ivan Illich*) der Weg, der in die Zukunft führt?

Die Bibel überliefert demgegenüber ein anderes Menschenbild: Schon auf ihren ersten Seiten sagt die Bibel, dass Gott die Einheit des Menschengeschlechtes will und weder seine Spaltung noch seine Vergleichgültigung (vgl. Gen 1,27f; 2,22-25). Der Grundsatz der unterscheidenden In-Beziehung-Setzung, das „unvermischt und ungetrennt“ des Konzils von Chalcedon, gilt auch hier. Das Zueinander von Mann und Frau, ihr Ein-Fleisch-Werden sowie die supralapsarische Abwesenheit der Scham voreinander, bedeutet doch ganz offensichtlich, dass hier mehr gemeint ist als nur individuelle Verwirklichung und ein Ineinander-Aufgehen. Es geht vielmehr um die Einheit des Menschengeschlechtes, das in diesem Ein-Fleisch-Werden unvermischt

und ungetrennt gelebt wird. Es geht um Liebe, die den anderen in seinem grundsätzlichen Anderssein und nicht bloß in seinem Wie-ich-Sein annimmt. Zwar ist die Frau „Fleisch von meinem Fleisch“ (Gen 2,23), was ihre Gleichwertigkeit mit dem Mann zum Ausdruck bringt. Und doch wird sie anders bezeichnet als der Mann: „Frau (*'iššah*) soll sie heißen“. Weil sie anders ist. Sie wird offenbar als das dem Mann entsprechende menschliche Gegenüber gesehen. Und allein dem Zusammenkommen dieser Andersheiten, ihrer gegenseitigen Annahme und Liebe, ist auch Zukunft verheißen, und zwar nicht nur für die Ehepartner individuell, sondern auch für das aus ihnen entlassene Leben und somit für die Zukunft der Menschheit. Die Ehe steht somit repräsentativ für die Einheit und Versöhntheit des Menschengeschlechtes in seiner Verschiedenheit. Der Mann bedarf zu seinem, aber nicht nur zu *seinem* Glück der Frau und die Frau des Mannes. Und nur so werden sie zum Segen auch für die Zukunft der Menschheit.

Aus diesen Gründen scheint mir die Gleichstellung von homosexuellen Partnerschaften mit der Ehe deutlich ein Irrweg zu sein. Denn die gemeinsame Schnittmenge von Ehe und derartigen Partnerschaften ist nur begrenzt auf die gegenwärtige und gegenseitige Beglückung. Begrenzte gemeinsame Schnittmengen hat die Ehe auch mit anderen Formen zwischenmenschlicher Beziehungen, wie z. B. mit der Freundschaft oder mit verwandtschaftlichen Lebensgemeinschaften. Diese aber als Ehe zu bezeichnen, käme keinem in den Sinn. Über solche gemeinsame Schnittmengen hinaus führt nur die Ehe bzw. die verbindliche Partnerschaft von Mann und Frau.

Homosexuelle Partnerschaften und die Kirche

Wie aber soll man unter dieser Voraussetzung mit homosexuellen Menschen und ihrem völlig verständlichen Wunsch nach

Liebe und Angenommensein umgehen? Man mag Homosexualität vielleicht evolutionsbiologisch als Störung qualifizieren und in ihr einen anthropologischen Mangel erblicken, weil Homosexuelle sich nicht imstande sehen, selbst Vater oder Mutter zu werden; doch kommt man nicht umhin, bei ihnen den gleichen und berechtigten Wunsch nach intimer Lebensgemeinschaft und Geborgenheit in ihr zu konstatieren. Gleichgeschlechtlich orientierte Menschen haben sich diese Veranlagung nicht selbst ausgesucht, sondern in sich als irreversibel entdeckt. Niemand ist für seine sexuelle Orientierung verantwortlich. Es hat auch keinen Sinn, homosexuelles Verhalten als gegen die „Natur“ zu qualifizieren. Gegen welche Natur? Ein Homosexueller wird sagen: „Es wäre gegen *meine* Natur, eine Frau zu heiraten.“ Und wir können dankbar dafür sein, dass die Zeit vorbei ist, in der homosexuelle Menschen als einzige Möglichkeit, gesellschaftlich geachtet zu sein, *nolens volens* für sie „widernatürliche“ Ehen eingingen, die ihnen und den Partnern nur sehr selten Glück brachten. Solches darf ihnen nicht zugemutet werden. Ebenso wenig dass sie nur in einer gesellschaftlich verschwiegenen Subkultur ihre sexuelle Orientierung leben können.

Homosexuelle Menschen haben ein Recht darauf, als solche geachtet zu werden. Es muss ihnen auch die gesellschaftlich akzeptierte Chance zugestanden werden, im Rahmen ihrer Möglichkeiten ein glückliches und erfülltes Leben zu führen. Ihre Sehnsucht danach ist nichts Verkehrtes, sondern gehört ganz einfach zu ihrem Menschsein. Und menschliche Sexualität wird wohl nur in einer auf gegenseitigem Vertrauen und Liebe gegründeten und möglichst verbindlichen Beziehung tatsächlich auf menschenwürdige und erfüllende Weise gelebt werden können. Dies sollten Staat und Gesellschaft Homosexuellen auch nicht verwehren. Die Form der gleichgeschlechtlichen Partnerschaft soll durchaus auch vom Staat und der Gesellschaft anerkannt werden. Von daher bietet die 2001 erfolg-

te gesetzliche Einführung der Eingetragenen Partnerschaft eine Möglichkeit, dieser Form der Lebensgemeinschaft eine echte Anerkennung zu geben.

Eine weitere Frage ist, wie die katholische Kirche sich zu homosexuellen Partnerschaften verhalten soll. Negativ kann gesagt werden, dass diese auf jeden Fall aus den oben genannten Gründen deutlich von der Ehe abzugrenzen sind. Sie sind nicht dasselbe wie die Ehe. Auch können sie keinen sakramentalen Status beanspruchen. Nicht weil sie gegenüber der Ehe etwas Schlechteres wären, sondern weil sie etwas anderes sind. Positiv könnte aber anerkannt und gewürdigt werden, dass es sich hier – der Intention nach – um verbindliche monogame Beziehungen handelt, in denen die Partner füreinander Verantwortung übernehmen und füreinander einstehen. Dies macht einen deutlichen moralischen Unterschied gegenüber einer homosexuellen Subkultur, in der rasch wechselnde Sexualpartner und flüchtige *Sexdates* zur Normalität gehören. Gleichgeschlechtlich veranlagte Menschen teilen nun mal mit Heterosexuellen die gleiche Sehnsucht nach Lieben und Geliebtwerden. Das gehört zu unserem Humanum, und es wäre vermutlich unrealistisch, diese Sehnsucht bei Homosexuellen von der Sexualität lösen zu wollen und diese Menschen auf eine lebenslange sexuelle Enthaltensamkeit festzulegen, wie der *Katechismus der Katholischen Kirche* das tut.² Dies kann sich bei gläubigen Menschen nur immer wieder fatal auswirken durch frustrierendes und am Ende neurotisierendes wiederholtes Versagen gegenüber dieser Norm und den damit verbundenen Gewissensängsten. Es müsste anerkannt werden, dass homosexuelle Menschen ihre Sexualität eben nicht vollkommen, sondern nur unvollkommen entfalten können, dies aber nicht, weil sie sie nicht vollkommen entfalten wollen, sondern weil sie es einfach nicht *können*. *Ultra posse nemo tenetur!*

Ob man den Beginn einer solchen Partnerschaft auch – und zwar in deutlicher

Abgrenzung von der sakramentalen Ehe – liturgisch segnen kann? Solange die Kirche verbindlich lehrt, dass homosexuelle Handlungen unterschiedslos in sich schlecht und damit schwer sündhaft sind, verbietet sich jegliche Segnung. Es darf – auch um der Glaubwürdigkeit der Kirche willen – keinen Widerspruch zwischen Liturgie und Lehre geben. Doch sittliche Normen sind diskutierbar; sie sind keine Glaubensgeheimnisse; man kann und darf sie nicht mit Berufung auf Gott begründen, sondern allein durch vernünftige Argumentation. Und bei dieser Lehre besteht wohl – nimmt man zudem die Ergebnisse humanwissenschaftlicher Forschung ernst – tatsächlich Begründungsbedarf.³ Zu wünschen ist deshalb, dass das Lehramt der Kirche seine Einstellung und Lehre zur Homosexualität noch einmal und differenzierter überdenkt.⁴

sexualität. [...] Für die Überzeugung, auch eine homosexuelle Verbindung, die der Veranlagung der Partner entspricht und auf Beständigkeit abzielt, sei ethisch zu verurteilen, müsste man andere Gründe suchen.“

- ⁴ In diesem Sinne hatte sich bereits das Arbeitspapier *Menschliche Sexualität* der Gemeinsamen Synode der westdeutschen Bistümer ausgesprochen: „Ziel der Selbstwerdung eines Homosexuellen sollte nicht die Verdrängung seiner Sexualität sein, sondern eine sinnvolle Gestaltung der sexuellen Kräfte (Sublimierung). Sublimierung bedeutet hier nicht etwa Umwandlung des Ungeistigen in Geistiges; die Sexualität als solche wird nicht verwandelt, sondern eingeordnet in ein umfassendes, menschliches Gesamtverhalten. Dabei können die Energien der Homosexualität von einer gleichgesinnten Freundschaft in Dienst genommen und von ihr humanisiert und personalisiert werden. Dies könnte eine Hilfe gegen die Gefährdung durch Promiskuität sein. Der Mensch, der seine gleichgeschlechtliche Zuneigung personalisiert, versucht die Triebe in die Gesamtperson einzugliedern und sie in den Dienst seiner Persönlichkeitsentfaltung zu stellen.“ (Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Ergänzungsband: Arbeitspapiere der Sachkommissionen, Offizielle Gesamtausgabe II, Freiburg 1978, 178.).

Anmerkungen:

- ¹ Zu Recht kann man deshalb auch zur Diskussion stellen, ob der Staat im Sinne des Gemeinwohls ein Interesse daran haben kann, kinderlos gebliebene Ehen steuerlich zu entlasten.
- ² So sagt der Katechismus in Nr. 2359: „Homosexuelle Menschen sind zur Keuschheit gerufen. Durch die Tugenden der Selbstbeherrschung, die zur inneren Freiheit erziehen, können und sollen sie sich – vielleicht auch mit Hilfe einer selbstlosen Freundschaft –, durch das Gebet und die sakramentale Gnade Schritt um Schritt, aber entschieden der christlichen Vollkommenheit annähern.“
- ³ Dazu P. Knauer, Handlungsnetze. Über das Grundprinzip der Ethik, Frankfurt am Main 2002, 137: „Angenommen, homosexuelles Verhalten sei ethisch nicht zu verantworten. Um dies zu beweisen, müsste man zeigen können, dass ein Schaden ohne ‚entsprechenden Grund‘ zugelassen oder verursacht wird. Es genügt nicht, Homosexualität zum Beispiel bereits deshalb als ‚widernatürlich‘ zu erklären, weil man selbst keine solche Veranlagung hat oder weil diese Veranlagung seltener ist als Hetero-

Das Stoßgebet

Im Stil einer chassidischen Geschichte erzählt der Theologe, Religionsphilosoph und spätere Bischof von Aachen Klaus Hemmerle (1929–1994) unter der Überschrift „Nicht seine Gaben, sondern ihn“ die folgende Parabel: „Ein Jünger kommt erfreut zum Meister: 'Heute habe ich gut beten können. Beim Gebet ist mir die Lösung für eine Frage eingefallen, die ich seit Langem mit mir herumtrug.' Der Meister wiegt den Kopf: 'Manchmal, wenn wir uns auf etwas anderes hin sammeln, werden die Kräfte unseres Geistes frei. Wir nehmen wahr, was wir nicht sahen, solange wir angestrengt nur auf diesen einen Punkt starrten. Und doch, fürchte ich, hast du zu wenig empfangen. Suche nicht den Strahl, sondern das Licht, nicht das Wasser, sondern die Quelle, nicht die Gabe, sondern den Geber. Nicht dass du etwas von Gott hast, ist die Frucht des Gebetes, sondern er selbst. Nur wer ihn mehr sucht als seine Gaben, verliert nicht ihn, wenn er seine Gaben empfängt.'“¹ Die Parabel eröffnet einen reflexiven Zugang zum Gebet. Sie spannt den Bogen, der die Form des Betens betrifft, weit. Sie schildert indes den Sinn und das Ziel jedweder Form des Betens, die jene, die an den einen Gott, den Schöpfer und Vater aller Menschen, glauben, zu praktizieren suchen.

Die folgenden Überlegungen möchten die Parabel lediglich am Punkt der geduldig beharrlichen Sammlung „auf etwas anderes hin“ heranziehen. Sie lassen außer Acht, wie „angestrengt“ die Ausrichtung auf diesen „Gegenstand“ subjektiv ist. Sie richten ferner nicht die Aufmerksamkeit auf das jeweils Mehr und das jeweils Größere der Gabe seiner selbst, welches der dreieine Gott den Betenden im Gebet zuwendet. Sie setzen darunter an und bleiben darunter stehen. Das weitere Wort des Meis-

ters wird damit nicht infrage gestellt. Die Überlegungen berühren das weitere Wort nur indirekt, insofern sie dessen Sinn und Gültigkeit keineswegs in Abrede stellen. Zu solcher reifen Aussage über das Gebet kann zweifelsfrei auch das Stoßgebet hinführen, dem diese Überlegungen genauer nachgehen wollen.

Der Terminus technicus Stoßgebet bedarf der Erläuterung. Im Jahr 1964 hat man ihn so bestimmt: Ein Stoßgebet ist ein „kurzes, in der Regel mündliches Gebet zur inneren Sammlung, zur Erweckung der Tugendakte.“² Etwas ausführlicher heißt es anno 2000: Das Stoßgebet ist ein „kurzes (Bitt-) Gebet. Schon die Mönchsväter schätzten das Stoßgebet im Kampf gegen Laster und zur Sammlung.“ Inzwischen wird „weniger die Sache als vielmehr die Bezeichnung Stoßgebet neu verwendet.“³ Beide Erläuterungen verweisen auf einen Zusammenhang mit dem Jesusgebet. Was das Stoßgebet in der Sache bezeichnet, verbleibt im Unklaren.

Fenster zu Gott

Zur Sammlung und zum Innehalten vor sich selbst sowie zum Sicheinfinden vor Gott in unterschiedlichen Augenblicken des Tages verstehe ich das Stoßgebet. In derartigen Augenblicken ist die vielfältige persönliche Not des Einzelnen groß. Gefordert in den Freuden und Drangsalen von Beruf und Tagesgeschäft, beansprucht in ihren Ängsten und erfüllt von ihren Hoffnungen, erspürt ein Mensch zugleich seine Schwachheit. Darauf hingegen vertraut er, bisweilen eben „angestrengt“, da es sich beim Geist Gottes um ein rein geistiges Gut des Menschen handelt: „So nimmt sich auch der Geist unserer Schwachheit an. Denn wir wissen nicht, worum wir in rechter Weise beten sollen“ (Röm 8,26a). Indem ein Mensch, der beschaffen ist, wie soeben geschildert wurde, von dem Wunsch erfüllt ist redlich zu beten, hofft er dennoch „angestrengt“: „Der Geist selber tritt jedoch für uns ein mit Seufzen, das wir nicht in

Worte fassen können" (Röm 8,26b). Das Seufzen des heiligen Geistes Gottes im Menschen gleicht „gebeteten Stößen“, die der vernünftige und gläubige Geist des Menschen ebenso stumm wie schreiend, also scheinbar paradox, hervorbringt. Hierbei kann man illustrierend und ohne ausdrücklich auf die Gotteswirklichkeit abzuheben, an das expressionistische Bild „Der Schrei“ des norwegischen Malers Edvard Munch (1863–1944) denken: ein menschliches Wesen, das die Hände links und rechts seitlich an den Kopf gepresst hält, schreit. Im Stoßgebet wendet sich ein Mensch an Gott, als ob dieser nicht zum Menschen käme. Stoßgebete könnten so lauten: Herr, lass mich Licht sehen in meinem augenblicklichen Dunkel! Erbarme dich meines Chaos/meiner Leere! Zeige du mir jetzt den Weg! Bewahre mich davor, aufzubreisen/aus der Fassung zu geraten/aus der Haut zu fahren! Gott, hilf (mir)!

Indessen ausdrücklich wird die Dogmatik, die die doxologische (= Gott verherrlichende) Dimension allen Gebetes hervorhebt, auch die implizite doxologische Dimension des Stoßgebets betonen. Auch ein armseiliger „Stoß“ des menschlichen Geistes zum Gott und Vater Jesu Christi, der diesen selbst dann erreicht, wenn er nicht explizit angedredet wird, ist analog dem Todesschrei Jesu beziehungsweise dem Aushauchen des Geistes (Mt 27,50; Mk 15,37; Lk 23,46; Joh 19,30) auch ein „Hauch“ oder „Stoß“, der in aller menschlichen Dunkelheit der Verherrlichung Gottes dient. Die große Peripetie (= entscheidender Wendepunkt) wird frühestens (wie bei Jesus nach dem Zeugnis von Mt 27,50⁴) unmittelbar nach dem Wegschleudern des „Stoßes“ des Menschen von Gott her beginnen.

Die anthropologische Komponente, die der Theologe und Religionsphilosoph Romano Guardini (1885–1968) dem eigenen Gebetswort im Allgemeinen zueignet, gilt mutatis mutandis für das Stoßgebet im Besonderen: „Wir beten nicht, um Gott wissen zu lassen, was wir wollen, denn Er kennt unser Herz besser als wir selbst; sondern wer betet, lebt vor Ihm, zu Ihm

hin, von Ihm her.“⁵ Ein Stoßgebet spricht ein ureigenes, tief innewohnendes Lebenswort des Menschen in Richtung auf Gott hin aus. Es entspringt der im Moment und zumeist immerfort als unübersichtlich empfundenen geistigen Lebenswelt des Menschen. Darin sucht sich „diese Welt“, die irdische Welt, einen Zugang zu „jener Welt“, zur himmlischen Welt. Vermittels des Stoßgebets wird die Hülle, die die beiden Dimensionen der einen Gotteswirklichkeit voneinander abschließt, von der Seite des Menschen zu Gott hin durchstoßen. Ein Stoßgebet formt das Außen des Menschen in seine Innerlichkeit ein. Es baut somit in aller Fragilität den „inneren Menschen“ (vgl. 1 Kor 2,15) auf. Im Stoßgebet wagt der Mensch seine Flucht in das Angeblicktwerden von Gott. Darin *macht* sich der gläubige Mensch die Sphäre seines Lebens und Seins vor und in Gott (vgl. Apg 17,28) *bewusst*. Ein Stoßgebet ist vor diesem Hintergrund Deutung des irdischen Lebens auf dem Weg – jenes irdischen Lebens, in dem das ewige Leben des Menschen durch die Taufe seinen Anfang genommen hat. Ein Stoßgebet ist manchmal auch eine Regung, deren Inhalt ein Mensch nicht verantwortet. Sein Gebet spricht er in diesem Fall „mit der Zunge der Toten und lebenden Geschwister“⁶. Angesichts des Verlustes religiöser Formen in der säkularen Welt, angesichts einer oftmals schnell sich wandelnden leibseelischen Beschaffenheit des Menschen und der Vergrößerung des Rhythmus des individuellen Betens kommt dem Stoßgebet der Christen derzeit eine große Bedeutung zu – die Chance, in solchem Gebet Gott zu suchen und zu finden. In der Liturgie wird die Zielrichtung des Stoßgebets des gläubigen Menschen *gefeiert*: „In dem Maß, als der Heilige Geist in ihm wohnt, wird so das Herz des Glaubenden zu einer Stätte, wo Gott sich selbst begegnet.“⁷ Ein Stoßgebet ist vor diesem Hintergrund ein „Fenster zur Unendlichkeit Gottes“⁸ hin.

Bonhoeffers „Der Freund“ und das Stoßgebet der Glaubenden

In seinen unter dem Titel „Widerstand und Ergebung“ veröffentlichten Briefen und Aufzeichnungen aus der Haft seit dem 5. April 1943 hat der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer (1906–1945) einen Brief unter der Überschrift „Der Freund“ verfasst. Dieser Brief ist geeignet, eine sachliche Verkettung mit dem Stoßgebet der Glaubenden herzustellen. Der Sinn für das Verständnis des Stoßgebetes kann von Bonhoeffers Aussagen über den Freund her einsichtig gemacht werden. Hintersinnig, insofern ein menschlicher Freund und der göttliche Freund Jesus angezielt sind, lässt sich an dieser Stelle das Diktum des englischen Gelehrten und Schriftstellers Clive Staples Lewis (1889–1963) anführen: „Was er tut, lernen wir an dem, was er ist.“⁹ Im Folgenden stelle ich zuerst einige Passagen aus Bonhoeffers Brief an den Freund, den menschlichen Freund, vor. Danach wird jeweils der Transfer zum Stoßgebet vorgenommen. Auch diese Gebetsform zielt auf die Resonanz des Freundes, des göttlichen Freundes. Man geht nicht in die Irre, wenn man die Überraschung, die sich im „Sprung des Denkens“ der beiden Freunde zeigt, der theologischen Deutung des Vermögens des Heiligen Geistes zuschiebt.

„Nicht aus dem schweren Boden, wo Blut und Geschlecht und Schwur mächtig und heilig sind, wo die Erde selbst gegen Wahnsinn und Frevel die geweihten uralten Ordnungen hütet und schützt und rächt, – nicht aus dem schweren Boden der Erde, sondern aus freiem Gefallen und freiem Verlangen des Geistes, der nicht des Eides noch des Gesetzes bedarf, wird der Freund dem Freunde geschenkt.“¹⁰ – – Wie aber die Beziehung zum Freund auf dem „schweren Boden“ unter vielerlei Widrigkeiten, die Bonhoeffer andeutet, heranwächst, so entsteht das Stoßgebet auf dem Boden des ebenso vielschichtigen wie disparaten Lebensalltags glaubender Menschen.

„Neben dem nährenden Weizenfeld, welches die Menschen ehrfürchtig bauen und

pflegen, dem sie den Schweiß ihrer Arbeit und, wenn es sein muss, das Blut ihrer Leiber zum Opfer bringen, neben dem Acker des täglichen Brotes lassen die Menschen doch auch die schöne Kornblume blühen. Keiner hat sie gepflanzt, keiner begossen, schutzlos wächst sie in Freiheit und in heiterer Zuversicht, dass man das Leben unter dem weiten Himmel ihr gönne.“ – – Wie die Beziehung zum Freund unabdingbar des Schönen und des Zweckfreien bedarf, um sich schöpferisch entfalten zu können und zu (sich) hingebender Liebe fähig zu sein, so lebt das Stoßgebet gleichwohl von der Sehnsucht des Menschen, in seinem Gebet das Herz Gottes zu berühren und dessen Gegenwart auf verborgene Weise innezuwerden.

„Nicht nur die reife Frucht, auch Blüten sind schön. Ob die Blüte der Frucht, ob die Frucht der Blüte nur diene, – wer weiß es? Doch sind uns beide gegeben. Kostbarste, seltenste Blüte [...] ist dem Freunde der Freund.“ – – Wie die Beziehung zum Freund nach Bonhoeffer gewöhnliche und festliche Ausdrucksformen praktiziert, um hier Normalität, dort Hoch-Zeit anzuzeigen, so wirkt das Stoßgebet wie das Weizenkorn, das ins Erdreich fallen muss, um reiche Frucht zu bringen. Es ist der Same der Freundschaft eines Glaubenden zu Jesus Christus. Der Same ist nicht die reife Frucht, der „Stoß“ nicht die Hochform der Verherrlichung Gottes. Der Vollzug des Stoßgebetes ringt dem Beter Geduld mit sich und dem Freund Jesus Christus ab. Der Mensch darf Durststrecken auch in dieser Freundschaft weder überspringen noch ignorieren.

„Fern oder nah in Glück oder Unglück erkennt der eine im andern den treuen Helfer zur Freiheit und Menschlichkeit.“ – – Das Stoßgebet verhilft den Freunden Jesu Christi zur aufgeweckt-erlösten und geheilt-geheiligten Menschlichkeit eines Kindes Gottes. Jesus selbst macht sich zum Echo ihres „Stoßes“. Bonhoeffer schreibt in seinem Zusatz zum Gedicht „Der Freund“: „Ich habe darin ein freundliches Zeichen gesehen, dass alle Gefahren leise an dir

vorüberziehen" (216) – dass also das Stoßgebet auch in unseren Tagen in den vielfältigen Herausforderungen, die die Gläubenden im Alltag umtreiben, sinnvoll und zielführend ist.

Die Geistbitte zur Tagesmitte. Ein Stoßgebet am Mittag¹¹

„Wer für alles offen ist, ist nicht ganz dicht.“ Diese Volksweisheit unserer Tage will sagen: Wer alles toleriert oder akzeptiert oder wer alles zu seinem Eigen macht oder hinnimmt oder zulässt: ein derartig beschaffener Mensch ist kein reifer, ausgeglichener, authentischer Mensch. Er oder sie kann es nicht sein, weil er oder sie wie ein Grashalm im Wind von jedem noch so sanften Luftzug hin und her getrieben wird. Ein solcher Mensch ist nicht ganz dicht, weil alles Fluktuierende und damit nichts den eigenen Standpunkt Bestimmendes ihn bewegt, ihn umstößt. Wie bei dem alten griechischen Philosophen Heraklit sind bei solchen Menschen alle Dinge im Fließen begriffen. Wo alles offen ist, kann alles durchfließen. Nichts wird gehalten und behalten. Wer für alles offen ist, ist nicht ganz dicht.

„Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit; alle, die danach leben, sind klug“ (Ps 111,10). Wer Gott als das Kostbarste des Menschen fürchtet, braucht Menschen, seinesgleichen, nicht mehr zu fürchten. Dieser Mensch hat seinen heiligen Fluchtpunkt in Gott gefunden. Der oder die wird den letzten Bezugspunkt folglich nicht in Menschen suchen zu finden. Ein derartiger Mensch verspürt in seinem Herzen eine Angstlosigkeit und Furchtlosigkeit, die ihn oder sie frei macht zur offensiven Begegnung mit anderen Menschen. Das Offensive der Begegnung ist eine Wirkung des heiligen Geistes Gottes. Die Offensive zeigt sich darin, dass bestehende Grenzen durchlässig und andere Grenzen hinausgeschoben werden. Nicht dass alle Grenzen aufgehoben würden.

Das offensive Moment bringt eine geistige Weite hervor, deren Umzäunung vom heiligen Gottesgeist gezogen wird. Ein in diesem Sinn weiter Mensch ist offen und dicht zugleich. Er fürchtet Gott und alles andere wird ihm gratis dazugegeben. Das Maß der Gottesfurcht bestimmt die Dichte des Menschen.

Wer aber diese Furcht aufgibt, sagt Jesus, um den oder die ist es nicht gut bestellt. Für die müssen wir unbedingt hoffen – unbedingt, das heißt: mit Gottes Maßstäben, allen voran mit seiner Liebe.

Ist ein Mensch von Gottes heiligem Geist erfüllt, so ist er dicht. Wer für den Geist Gottes offen ist, wird dicht – und furchtlos gegenüber Menschen; wird dicht, ohne dass er alles für sich zurückbehält, sodass nichts mehr aus ihm herausströmen würde; und wird furchtlos vor Menschen mit der Einsicht darum, die Balance von Nähe und Distanz gegenüber dem anderen Menschen meistern zu müssen. Der Geist aus der Höhe Gottes, den Jesus nach seinem Hingehen zum Vater im Himmel den Jüngern, die sich fürchteten und vor den anderen abschotteten, gesandt hat, macht sie in ihrem Charakter standfest, angstfrei und dicht. Der Geist aus der Höhe macht die Jünger ebenso im Herzen weit und im Denken und Fühlen sensibel, sympathisch und offen. In ihrer Weite und Offenheit sind vom Geist Gottes erfüllte Menschen eindeutig und klar. Sie haben Stand und sie haben einen Standpunkt.

Wenn es uns überkommt, möchten wir viele solcher Menschen in unserem Verwandten- und Freundeskreis haben. Wir wünschen sie uns im Verein, in der Politik, in der Gesellschaft und im Staat herbei, damit es in den Strukturen der Welt humaner und gerechter zugeht. Der Heilige Geist verändert durch Menschen, die von ihm erfüllt und somit besetzt und von ihm ganz dicht und dennoch kommunikativ gemacht sind, das Angesicht der Welt.

In der Mittagshitze des Tages oder während der Mittagspause sollten wir täglich

dieses Stoßgebet in unserem Geist sprechen: Komm, Heiliger Geist, und öffne uns.

Anmerkungen:

- ¹ K. Hemmerle, Dein Herz an Gottes Ohr. Einübung ins Gebet. München ²1999, 33.
- ² F. Schubert, Art. Stoßgebet, in: LThK² Bd. 9 (1964), 1095.
- ³ H. M. Gosebrink, Art. Stoßgebet, in: LThK³ Bd. 9 (2000), 1021.
- ⁴ Vgl. U. Luz, Das Evangelium nach Matthäus (EKK I/1–4). Zürich u.a. (1985) ⁵2002 (völlig neu bearb. Aufl.)/²2007/1997/2002, Bd. 4, 346f.
- ⁵ R. Guardini, Vorschule des Betens. Leipzig o.J. (1960), 125.
- ⁶ F. Steffensky, Der alltägliche Charme des Glaubens. Würzburg 2002, 30.
- ⁷ Y. Congar, Der Heilige Geist. Freiburg (1982) ²1986, 253.
- ⁸ J. Daniélou, Gebet als Quelle christlichen Handelns. Mit einem Vorw. v. H. U. von Balthasar (ThRom 20). Freiburg 1994, 32. Ebenso praktische wie „hinterherdenkende“ Anregungen zum Stoßgebet gibt: R. Nürnberg, Anders beten. Impulse von Madeleine Delbré. München 2015, 45–77.
- ⁹ C. S. Lewis, Was der Laie blökt. Christliche Diagnosen (Kriterien 43). Freiburg ⁴1999, 137.
- ¹⁰ D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. Hg. v. E. Bethge. Mit einem Nachw. v. C. Gremmels (KT 100). Gütersloh (1951) ¹⁶1997, 213–216.
- ¹¹ Dieser Teil des Beitrags bildet den Abschluss der Überlegungen und Hilfen zum persönlichen Beten am Abend, am Morgen und am Mittag; vgl. Johannes Schelhas, Atem-Not. Zur Einübung ins Abendgebet, in: Geist und Leben 86 (2013) 176–178; ders., Licht und Hoffnung am Morgen. Zur Einübung ins Morgengebet, in: Erbe und Auftrag 90 (2014) 217–219. Die Erwägungen zum Gebet in der Mitte des Tages sind infolge der Meditation von Mt 10,17–22.26–33 entstanden. Sie verknüpfen das Innegedenken zur Tagesmitte mit der Bitte um den Heiligen Geist, die in Anlehnung an die pfingstliche Erwartung der Apostel die monastische Tradition seit alters mit der liturgischen Feier der Terz verbindet.

Literaturdienst

Hans-Joachim Höhn: Das Leben in Form bringen. Konturen einer neuen Tugendethik. Freiburg 2014, 230 S., Geb. 19,99 Euro, ISBN 978-3-451-34035-2.

Kann man ein Buch über einen einzigen Satz schreiben? Man kann, und wer einen trefflichen Beleg dafür sucht, nehme das „Tugend-Buch“ des Professors für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln Hans-Joachim Höhn zur Hand, schlage es auf und lese es Seite für Seite durch.

Das Buch ist ein Buch über einen einzigen Satz, und der lautet: „Mach's gut!“ Der gute Wunsch, der hinter diesem Satz steht, ist buchstäblich ein Lebenswunsch, denn das Leben ist das, was gut zu machen ist. Die Wissenschaft, deren eigentlicher Gegenstand die Frage ist, wie das (gut) gehen kann – das Leben gut zu machen –, ist die Ethik und daher der Imperativ „Mach's gut!“ ein ethischer Imperativ, der gut bedacht gehört. Hans-Joachim Höhn weiß, dass das keine leichte Sache ist und hält sich daher durchgängig an das Wort: „Dass etwas schwer ist, muss uns ein Grund mehr sein, es zu tun“ – ein Wort des Dichters Rainer Maria Rilke, das dieser einst dem jungen Dichter Franz Xaver Kappus schrieb.

Die aus seiner Sicht entscheidende Einsicht, für die der Autor die Leserschaft seines Buches zu gewinnen sucht, ist die, dass einzig das Leben, das gut in Form gebracht ist, für sich in Anspruch nehmen kann, einmal ein gut gemachtes Leben zu sein. Denn wenn ein gutes Leben etwas ganz bestimmt nicht ist, dann eine formlose Sache. Der Wille, das Leben gut zu machen – so die eigentliche Grundthese des Buches –, ist maßgeblich ein Wille, ihm (eine) Form zu geben, es in (eine gute) Form zu bringen, wie der Obertitel des Buches trefflich zu verstehen gibt.

Unmissverständlich gibt Hans-Joachim Höhn als seinen Standpunkt zu erkennen, dass er davon überzeugt ist: Der Mensch kann tatsächlich etwas tun, „damit es ihm gut geht und sein Dasein möglichst gut ausgeht“ (9). Die Frage ist nur die, was da die entsprechenden *do's* sind. Gesucht sind damit „tun“-lichst „Anleitungen“ zu einer Lebenspraxis, die gelingen lässt, was gelingen soll: das gute Leben. Solche „Anleitungen“ sind – daran lässt der Autor keinen Zweifel – ohne „Kopfarbeit“

(9) nicht zu haben, womit er sich unzweifelhaft in den Schuhen des bedeutenden Gestaltpsychologen Kurt Lewin (1890-1947) bewegt, der bekanntlich einmal bemerkt hat: „Es gibt nichts Praktischeres als eine gute Theorie.“

Den LeserInnen des Buches wird einige „Anstrengung des Begriffs“ (Georg Wilhelm Friedrich Hegel) zugemutet. Leichte Kost sind die Gedanken, die der Autor vordenkt und sie mit- und nachzudenken einlädt, wahrlich nicht. Doch der Mut, sie auszukosten, wird belohnt. Denn was die Leser(innen) des Buches Seite für Seite erwartet, ist ein Denken, das sichtlich bemüht ist, den Dingen auf den Grund zu gehen. Geboten wird eine gründliche Grundlagenreflexion, die über ein geeignetes Instrumentarium verfügt, um in der Lage zu sein, die Parameter aufzeigen, ohne die sich nicht adäquat bestimmen lässt, was mit Fug und Recht dann „Lebenskönnerschaft“ heißen darf. Der Ansatz hat unübersehbar eine nahe Wahlverwandtschaft zu „Überlegungen zu einer Fähigkeitstheoretischen Erneuerung der moraltheologischen Denkarbeit“, wie sie etwa dem Tübinger Moraltheologen Franz-Josef Bormann wichtig erscheinen.

Da „Lebenskönnerschaft“ sich „nicht von Generation zu Generation vererben“ (10) lässt, gilt es, sie sich selbst zu erwerben. Denn was gelingendes Leben verlangt, ist „durchaus „eine gehörige Portion Eigenbeteiligung“ (114). Die klassische Tugendethik hat ihr zentrales Motiv ja eben gerade darin, danach zu fragen, welche Haltungen sich jemand selbst zu erwirken hat, damit sich jenes „ultimum potentiae“ einstellt, das ihn gut in Form sein lässt und im günstigsten Fall zur Best- bzw. Höchstform auflaufen lässt, sein Leben zu meistern. Das unter den zeitgeschichtlichen Bedingungen der Gegenwart zu durchdenken, ist das ehrgeizige Ziel, das sich Hans-Joachim Höhn gesetzt hat. Er weiß nur zu gut: Um dieses Ziel zu erreichen, ist es „unumgänglich, Anthropologie und Ethik zueinander in Beziehung zu setzen“ (17), was so manche aktuelle Lebenskunstphilosoph(ien) seiner Ansicht nach leider nicht tun.

Wenn es stimmt, wie der Münsteraner Philosoph Peter Wust (1884-1940) einst einmal gesagt hat, dass es „keine leichte Aufgabe [ist], Mensch zu sein“, dann hat tatsächlich die Frage „Wie geht es, ein Mensch zu sein?“ (17) ein ureigenes Recht, das es denkerisch zu wahren gilt. Der Autor versucht das in vier Denkschritten: 1. „Das Leben gut sein lassen!“, 2. „Sich auf das Leben einlassen“, 3. „Ein eigener Mensch sein“ und 4. „Was sollen wir tun? – Was dürfen wir hoffen?“

Fast ist dabei so etwas wie ein kleines durchkomponiertes Kompendium entstanden, das informative Auskunft gibt über viele An- und Einsichten der laufenden ethischen Debatte(n). Was es so alles an ethischen Positionen und Optionen gibt, wird referiert und reflektiert. So bietet das Buch auch unter dem Gesichtspunkt einen Lesegenuss, als sein Verfasser es versteht, den Gebrauch kennnisnehmender und stellungnehmender Vernunft Mal um Mal so zu verbinden, dass dem Leser daraus ein echter Erkenntnisgewinn erwächst.

Wer das Buch gelesen hat, ist danach wirklich schlauer, denn er weiß jetzt genauer, worum es (in) einer Tugendethik eigentlich geht, und er weiß noch mehr: Er weiß ferner, was Ethik überhaupt ist und will, und er weiß nicht zuletzt, warum es „das Gut umfassend gelungenen Lebens“ (Klaus Demmer), dem sich die Ethik widmet, nicht ohne unser eigenes Tun, nicht ohne unser eigenes Zutun gibt, ohne damit leugnen zu wollen, dass ohne die „Zusage“ und „Zugabe“ eines geschenkten Gelingens jedes menschliche Können, das nun einmal endliches Können ist und bleibt, überfordert wäre.

Ogleich es kein *vielseitiges* Buch ist – es hat lediglich 230 Seiten –, ist es doch ein *vielseitiges* Buch, das unablässig danach fragt, was Maßstab dafür sein kann, dem Leben die „maß“-geschneiderte Form zu geben, die es sich nicht verlieren lässt in der „multiple choice“-Gesellschaft, was dem einzelnen Richtschnur sein kann, sich angesichts der mit dem Datum und Faktum seines Todes gegebenen „Hin-Richtung seines Lebens“ (79) „richtig“, da stimmig und gültig, zu verhalten. Und das sind längst nicht alle – teilweise wirklich originell dargestellten – An- und Einsichten, die Hans-Joachim Höhn nach und nach in wohlproportionierter Art und Weise offeriert. Dass er sich nicht damit begnügt, bei seinen Darlegungen auf der Ebene der Prinzipien zu verbleiben, da ihm bewusst ist: „Prinzipien sind wie Licht und Liebe. Zwar kann man ohne sie nicht leben, aber von ihnen allein auch nicht!“ (44), ist ihm wirklich zu danken. Sein Buch ist ohne jedwede Berührungsängste gegenüber dem konkreten Leben, das sich eben gerade nicht „formvollendet“ auf den Begriff bringen lässt, vielmehr seine unbegriffenen, unbegreiflichen Seiten behält, geschrieben, und damit ein durchaus lebensnahes Buch geworden trotz aller begrifflicher Anstrengung, die sein Verfasser sich selbst abverlangt wie denen, die er an seinen Gedanken teilhaben lässt.

Viele Sätze hat Hans-Joachim Höhn in seinem Buch über einen einzigen Satz, den Satz „Mach's

gut!", geschrieben. Was dazu – alles in allem – zu sagen wäre? Einfach dies – und zwar als dickes Lob –: „Gut gemacht!“

Bernhard Sill

Volker Meißner, Martin Affolderbach, Hamideh Mohagheghi, Andreas Renz (Hg.): Handbuch christlich-islamischer Dialog. Grundlagen – Themen – Praxis – Akteure, Freiburg i. Br. 2014 (Schriftenreihe der Georges-Anawati-Stiftung; 12).

In einer Zeit, in der Handbücher u. Lexika zum christlich-islamischen Dialog (D.) Konjunktur zu haben scheinen, gilt es, mit einem großen Vorzug des hier zu besprechenden Werks zu beginnen: Es ist hervorragend organisiert. Den vier im Untertitel genannten Überschriften der einzelnen Teile des Buchs sind auf einer zweiten Gliederungsebene die jeweiligen Unterpunkte zugeordnet, so dass der Blick ins Inhaltsverzeichnis tatsächlich schnell orientiert u. nicht durch übermäßige Aufblähung verwirrt. Ein Sachregister, ein Abkürzungsverzeichnis, eine sich am Ende jedes Unterpunkts findende Liste weiterführender Literatur sowie ein abschließendes Gesamtverzeichnis u. die sich in den jeweiligen Texten befindlichen Hinweise auf Internetquellen komplettieren die gute Infrastruktur.

Ein weiter Vorzug ist die Multiperspektivität des Werks: Unter 1. *Grundlagen* werden die Zugänge zum Dialog nicht nur von religiösen Standpunkten aus entworfen, sondern auch aus soziologisch-politischer, juristischer u. religionswissenschaftlicher Sicht. Unter 2. *Themen* zeichnen jeweils beide Religionen repräsentierende Autorenpaare für den jeweiligen Artikel verantwortlich, so dass der „dialogische“ Charakter hier besonders stark zum Ausdruck kommt: Es gibt Anteile, die dem christlichen bzw. muslimischen Autor zuzuordnen sind, Einleitung u. Fazit scheinen dann jeweils eine Gemeinschaftsproduktion gewesen zu sein. Überhaupt ist der Großteil der Verf. seit Jahren im interreligiösen Gespräch engagiert, so dass die sich daraus ergebende Erfahrungs- u. Reflexionsvielfalt mit einem gemeinsamen Sinn für den D. einhergeht.

Im 3. Teil, *Praxis*, werden nun Felder bearbeitet, die vor allem die pastoral Tätigen interessieren dürften: Hier wird deutlich, in wie vielen Bereichen christlich-muslimische Begegnung geschieht bzw. geschehen kann u. wie wichtig die vorhergehenden beiden Teile sind, um zu einem verantwortlichen Handeln zu gelangen. Nehmen wir

den Unterpunkt 3.2 zum multireligiösen Gebet, so bereiten auf dieses Praxisfeld schon die Themenpunkte 2.1 über das Gottesbild u. 2.13 über das Gebet vor. Ähnliche Netze lassen sich auch für andere Praxisfelder spinnen, wie z. B. 3.11 über christlich-muslimisches Engagement in sozialen Diensten, ein Unterpunkt, der natürlich auf die Ausführungen zur Ethik (2.8) verweist u. selbst viele Querverweise zu anderen Artikeln enthält.

Waren unter Teil 1 die Zugänge zur christlich-muslimischen Begegnung noch relativ homogen beschrieben worden, so ändert sich das in Teil 4, *Akteure*. Hier wird eine große Bandbreite im D. Handelnder mit ihren jeweils unterschiedlichen Motivationen vorgestellt, z. T. auch mit ihren Vorbehalten u. Kritikpunkten (z. B. die Deutsche Evangelische Allianz, vgl. 4.2 Evangelische Akteure). Letzteres zeigt, dass Probleme u. Hindernisse des Gesprächs im Handbuch nicht ausgeblendet werden (vgl. z. B. auch die Beiträge über die mediale Berichterstattung, 3.14, bzw. über Extremismen, 3.15). Doch lässt gerade dieser vierte Teil noch einmal die Frage aufkommen: Braucht es nicht ein normatives u. universales Verständnis des D.s, der die doch sehr unterschiedlichen einzelnen D.-verständnisse der einzelnen christlichen, muslimischen u. christlich-muslimischen Initiativen noch einmal reflektiert? Braucht es nicht eine philosophische Reflexion darüber, was D. als Konzept bedeutet? Damit kehren wir zum Anfang zurück. Im Vorwort (S. 11-13) legen die Herausgeber ihr D.-verständnis offen. Sie verstehen D. in „einem weiteren Sinne“, nicht allein als ein Fachgespräch. Hierin liegt allerdings auch eine Gefahr: Damit D. nicht zu einer alles u. nichts umfassenden Vokabel wird, gilt es, sein kritisches Potential deutlich zu machen. D. h., dass nicht alles D. ist, wo D. draufsteht. Dann wäre eine differenzierende Terminologie hilfreich, die z. B. zwischen Begegnung, Gespräch u. D. unterscheidet. Die Herausgeber zeigen in diesem Abschnitt, dass sie sich der Problematik bewusst sind, dass D. „zur Farce werden“ kann, wenn Asymmetrien nicht aufgedeckt u. der soziopolitische Kontext außer Acht gelassen werden. Ein normativ verstandener D.-begriff hätte das Potential, bei der Aufdeckung dieser Missstände zu helfen. Vielleicht kann dieser Aspekt in der zweiten Auflage berücksichtigt werden!

Abschließend bleibt nur zu sagen, dass dieses Handbuch in den Handapparat jeder Pfarrei, jeder Kirchen- u. Moscheegemeinde sowie aller sozialen, karitativen u. politischen Einrichtungen gehört, in denen Christen u. Muslime sich begegnen. Prädikat: Unentbehrlich!

Markus Kneer

Unter uns

Auf ein Wort

Fast ein C r e d o

die
Torheit des Kreuzes
i s t
die
Torheit der Krippe
i s t
die
Torheit der Menschwerdung
i s t
die
Torheit der Schöpfung
i s t
die
Torheit G o t t e s

i n
a l l e m
Begegnung
(Communio)
zu
feiern
zu
leiden
zu
leben

i s t
die
Torheit der Sehnsucht
zum
T o r d e s L e b e n s
i m
a l l e s
v e r r ü c k e n d e n
L i e b e n

markus roentgen

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E